

Alexandre Dumas



Karl Sand

Karl Sand.

Historische Skizze
von
Alexander Dumas.

Aus dem Französischen
von
E. W.

Als Supplement zu A. Dumas sämtlichen Schriften.

Leipzig, 1847.
In Commission bei Philipp Reclam jun.
Leipzig, Druck der Phil. Reclam'schen Officin.

Es war am 22. März 1819 gegen neun Uhr des Morgens, als ein junger Mann von ungefähr 23 bis 24 Jahren in der Tracht der deutschen Studenten, bestehend aus einem kurzen Rock mit seidenen Schnüren, aus anliegenden Beinkleidern und kurzen Stiefeln, auf einer kleinen Anhöhe stehen blieb, $\frac{3}{4}$ des Wegs von Kaiserthal nach Mannheim, von deren Spitze man letztere Stadt erblickt, still und anmuthig sich erhebend in der Mitte von Gärten, welche ehemals Wälle waren und dieselben heutiges Tages wie ein Gürtel von Laub und Blumen umgeben und zusammendrängen. Dort angelangt nahm er seine Mütze ab, über deren Blende sich drei in Silber gestickte Eichenblätter ineinander schlangen, und entblößten Hauptes blieb er so eine Zeitlang, um die frische Luft zu genießen, welche ihm aus dem Neckarthale entgegenwehte.

Beim ersten Anblick machten seine regelmäßigen Züge einen eigenthümlichen Eindruck, aber bei der Blässe seines von den Blättern stark gefurchten Gesichts, bei, der unendlichen Sanftmuth seines Auges und bei dem netten Ansehn seines langen, wallenden schwarzen Haares, mit schönem Scheitel auf breiter hoher Stirn; fühlte man bald für ihn eines jener düsteren unerklärlichen Gefühle, dem man nachgibt, ohne selbst daran zu denken, ihm zu widerstehen.

Obgleich es noch zeitig war, schien er, doch schon einen ziemlich langen Weg zurückgelegt zu haben, denn seine Stiefel waren mit Staub bedeckt; er war aber ohne Zweifel dem Ziele seiner Bestimmung nahe, denn indem er seine Mütze fallen ließ und an seinen Gurt die lange Pfeife, eine unzertrennliche Begleiterin des deutschen Burschen, hing, zog er ein kleines Notizbuch aus seiner Tasche und schrieb darin mit Bleistift: »Früh um 5 Uhr von Kaiserthal abgereist, $\frac{1}{4}$ 10 Uhr vor Mannheim. Gott helfe mir!« Dann, nachdem er sein Büchlein in die Tasche gesteckt, blieb er einen Augenblick reglos, nur die Lippen bewegend, als wenn er ein innerliches Gebet verrichte, nahm dann seine Mütze wieder auf und setzte festen Fußes seine Reise nach Mannheim fort.

Dieser junge Student im war *Karl Ludwig Sand*, der von Jena auf dem Wege über Frankfurt und Darmstadt herkam, um Kotzebue zu ermorden.

Jetzt, wo wir eine jener schrecklichen Handlungen unsern Lesern vor Augen führen wollen, zu deren Würdigung es keinen andern wahren Richter gibt, als das Gewissen, mögen sie gestatten, daß wir sie völlig mit Dem bekannt machen, den die Könige als einen Mörder, die Richter als einen Fanatiker und die deutsche Jugend als einen Märtyrer angesehen haben.

Karl Ludwig Sand war geboren am 5. October 1795 zu Wunsiedel in Fichtelgebirge. Er war der jüngste Sohn von Gottfried Christoph Sand, erstem Präsidenten und Justizrath des Königs von Preußen, und von Dorothea Johanna Wilhelmine Schöpf, seiner Frau. Außer zwei älteren Brüdern, Georg, der den Stand eines Kaufmanns zu St. Gatten ergriffen, und Fritz, welcher Advocat war am Appellationsgerichte zu Berlin, hatte er noch eine ältere Schwester, Namens Caroline, und eine jüngere, Julie.

Noch in der Wiege war er von Blättern der schlimmsten Art befallen worden. Das Pockengifts hatte sich in seinem ganzen Körper verbreitet, seine Rippen bloßgelegt und seine Hirnschale beinahe verzehrt. Mehrere Monate hindurch schwankte er zwischen Leben und Tod, endlich siegte das Leben; dennoch blieb er schwach und kränklich bis in sein siebentes Jahr, wo ihn eine Gehirnentzündung ergriff und sein Leben von Neuem in Gefahr brachte. Zum Ersatz übrigens schien diese Entzündung, als sie ihn verließ, alle Spuren seiner früheren Krankheit mit sich

genommen zu haben.

Von dieser Zeit an schienen seine Gesundheit und seine Kräfte emporzublühen, aber während dieser beiden langwierigen Krankheiten war sein Unterricht zurückgeblieben und erst im Alter von acht Jahren konnte er seine ersten Studien beginnen. So hatte er, da die körperlichen Leiden die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten verzögert, gleich Anfangs einen noch einmal so großen Fleiß nöthig, als die Andern, um zu demselben Resultate zu gelangen. Bei den Anstrengungen, welche noch als Kind der junge Sand machte, um die Fehler seiner Organisation zu überwinden, faßte der Professor Saalfrank, ein Mann von Kenntnissen und Auszeichnung, Rector des Hofer Gymnasiums, eine solche Hinneigung zu ihm, daß er, später zum Rector des Gymnasiums von Regensburg ernannt, sich nicht von seinem Zögling trennen konnte und ihn mit sich nahm. In dieser Stadt und im Alter von 11 Jahren gab er den ersten Beweis von seinem Muth und seiner Menschenfreundlichkeit. Eines Tages, als Jener mit seinem jungen Freunde spazieren ging, hörte er um Hilfe rufen; er lief dem Geschrei nach: ein kleiner Knabe von 8 bis 9 Jahren: war in einen Teich gefallen. Sogleich stürzte sich Sand, ohne auf seine schönen Festtagskleider zu achten, in's Wasser und nach unerhörten Anstrengungen für ein Kind von seinem Alter zog er den eben Ertrinkenden an's Land.

Im Alter von 12 oder 13 Jahren belustigte sich Sand, der gewandter, rascher und kühner als Viele, die älter waren als er, oft damit, den Knaben aus der Stadt und der Umgegend Treffen zu liefern. Der Schauplatz dieser Kinderkämpfe, ein schwaches unschuldiges Bild der großen Schlachten, welche damals Deutschland mit Blut überschwemmt, war gewöhnlich eine Ebene, die sich von der Stadt Wunsiedel bis an den Katharinenberg hinzieht, auf dessen Gipfel Ruinen sich befanden und unter diesen Ruinen ein vollkommen erhaltener Thurm. Sand, der zu den eifrigsten Kämpfern gehörte, sehend, daß seine Partei mehrmals geschlagen worden war wegen ihrer numerischen Schwäche, beschloß, um diesem Uebel abzuhelpen, den Katharinenthurm zu befestigen und sich in der nächsten Schlacht dahin zurückzuziehen, wenn das Schicksal ihm übel wollte, und theilte seinen Kameraden den den Vorschlag mit, welcher mit Begeisterung aufgenommen wurde. Demzufolge brachte man eine Woche damit zu, im Thurme alle möglichen Vertheidigungsmittel aufzuhäufen und die Thore und Treppen auszubessern. Diese Vorbereitungen waren so geheim getroffen worden, daß die feindliche Armee keine Kenntniß davon hatte.

Der Sonntag kam; die Feiertage waren die Schlachttage. Sei es nun aus Scham, daß sie das letzte Mal waren geschlagen worden, sei es ans irgend einer andern Ursache, die Partei, zu der Sand gehörte, fand steh noch schwächer als gewöhnlich ein. Gleichwol ihres Rückhalts sicher, nahm sie nichtsdestoweniger den Kampf an. Der Angriff dauerte nicht lange.«

Die eine der beiden Parteien war an Zahl zu gering, um lange widerstehen zu können; auch begann sie in der bestmöglichen Ordnung nach dem Katharinenthurm sich zurückzuziehen, wo sie auch ohne allzugroße Schwierigkeit anlangte. Dort angekommen, stiegen Einige sogleich auf die Terrassen und während die Andern sich am Fuß der Mauer vertheidigten, fingen sie an Steine auf die Sieger regnen zu lassen. Diese überrascht von dem neuen, zum ersten Mal gebrauchten Vertheidigungsmittel, wichen einige Schritte zurück; der übrige Theil benutzte diese Gelegenheit, um in die Festung sich zu ziehen und das Thor zu schließen. Das Erstaunen von Seiten der Belagerer war groß; sie hatten dieses Thor stets in unbrauchbaren Zustande gesehen, und jetzt stellte es ihnen einen Widerstand entgegen, der die Belagerten vor ihren Angriffen sicherte. Drei oder Vier entfernten sich um Werkzeuge zu holen, mit deren Hilfe sie es

zertrümmern könnten; während dieser Zeit hielt der übrige Theil des feindlichen Heeres die Besatzung in Schach.

Nach einer halben Stunde kamen die Abgesandten nicht allein mit Hebebäumen und Hacken zurück, sie brachten auch seine beträchtliche Verstärkung, bestehend aus den jungen Leuten des Dorfes, wo sie die Belagerungswerkzeuge gefunden hatten. Jetzt begann der Sturm; Sand und seine Gefährten vertheidigten sich wie Verzweifelte, doch wurde es bald klar, daß die Besatzung wenn ihr keine Hilfe käme, gezwungen sein würde, zu capituliren. Man schlug vor zu losen, und einen der Belagerten abzusenden, welcher mit Hintansetzung der Gefahr aus dem Thurm sich entfernen, durch die feindliche Armee auf irgend eine Weise dringen und die übrigen jungen Leute von Wunsiedel, die feiger Weise zu Hause geblieben, herbeirufen sollte. Die Erzählung der Gefahr, in der sich ihre Kameraden befanden, die Schmach einer Uebergabe, welche auf sie zurückfiel, mußte offenbar ihre Trägheit besiegen, und sie bestimmen, einen Seitenangriff zu machen, welcher der Besatzung einen Ausfall erlauben könnte. Dieser Vorschlag ward angenommen; aber anstatt die Entscheidung dem Zufall zu überlassen, bot Sand zu dieser Sendung sich an. Da Jeder seinen Muth, seine Geschicklichkeit und seine Geschwindigkeit kannte, so wurde das Anerbieten mit allgemeiner Zustimmung angenommen und der neue Decius bereitete sich, seine Aufopferung zu vollenden. Die Sache war nicht ohne Gefahr; es gab nur zwei Mittel zur Entfernung: eines durch das Thor, und man fiel offenbar in die Hände der Feinde, das andere durch einen Sprung von der Höhe einer Terrasse hinunter, die zu hoch war, als daß die Belagerer daran gedacht hätten, sie zu bewachen. Sand ging, ohne einen Augenblick zu schwanken, auf die Terrasse; dort verrichtete er, stets religiös, selbst in seinen Kindervergnügungen, ein kurzes Gebet, dann sprang er ohne Furcht, ohne Zögern, mit einer fast himmlischen Zuversicht, von der Terrasse auf die Erde: der Raum betrug 22 Fuß.

Sand eilte sogleich nach Wunsiedel und gelangte dahin, obwohl die Feinde ihre besten Läufer hinter ihm drein gesandt. Hierauf faßten die Belagerten, als sie den Erfolg ihres Unternehmens sahen, Muth und vereinigten ihre Anstrengungen gegen die Belagerer, indem sie Alles von der Beredtsamkeit Sands, dem dieselbe eine große Gewalt über seine jungen Gefährten verlieh, erwarteten. In der That sah man ihn nach einer halben Stunde an der Spitze von etwa 30 Kindern seines Alters, mit Schleudern und Armbrüsten bewaffnet, wieder erscheinen. Die Belagerer, auf dem Punkte, von vorn und von hinten angegriffen zu werden, bemerkten den Nachtheil ihrer Stellung und zogen sich zurück. Der Sieg verblieb der Partei Sands; was ihn selbst betrifft, hatte er alle Ehre des Tages.

Wir haben diese Anekdote im Einzelnen erzählt, um unsern Lesern durch den Charakter des Kindes begreiflich zu machen, wie später der des Mannes sich gestalten würde. Uebrigens werden wir ihn stets ruhig überlegend in seiner Entwicklung sehen, inmitten der kleinen wie der großen Ereignisse. — Um dieselbe Zeit entging Sand zwei Gefahren auf eine wunderbare Weise. Eines Tages fiel ein Gipskübel von einem Gerüst und zerbrach vor seinen Füßen. An einem andern Tage überraschte der Prinz von Coburg, der, während der König von Preußen in dem Alexandersbade sich befand, bei Sands Eltern wohnte, mit 4 Pferden im Galopp zurückkehrend, den jungen Karl unter einem großen Thore; es gab kein Mittel zur Flucht, weder rechts noch links, ohne Gefahr zu laufen, zwischen der Mauer und den Rädern zermalmt zu werden; der Kutscher, fortgerissen, konnte sein Gespann nicht zurückhalten; Sand warf sich platt auf den Boden und der Wagen ging über seinen Leib weg, ohne daß weder die Pferde noch die Räder ihm nur einen einzigen Ritz verursacht hätten. — Von diesem Augenblick an sahen ihn Viele als

einen Auserwählten an und sagten, daß Gottes Hand über ihm schwebe.

Indeß entwickelten sich die politischen Ereignisse in der Nähe des Kindes, das ihre Wichtigkeit vor der Zeit zum Jüngling machte. Napoleon lastete auf Deutschland wie ein zweiter Sanherib. Staps hatte die Rolle von Mucius Scävola spielen wollen und war als Märtyrer gestorben.

Sand war damals zu Hof und besuchte das Gymnasium seines guten Professors Sealfran. Er erfuhr, daß Der, welchen er als Antichrist betrachtete, eine Heerschau abhalten wollte in dieser Stadt: er verließ sie sogleich und ging zu seinen Eltern zurück. Diese fragten ihn, weshalb er das Gymnasium verlassen habe: »Weil,« erwiderte er, »ich mich nicht in derselben Stadt mit Napoleon befinden konnte ohne zu versuchen ihn zu tödten, und weil ich meine Hand dazu noch nicht für sicher genug halte.«

Das geschah 1809: Sand war 14 Jahre alt. Der Friede, am 15. October unterzeichnet, gewährte Deutschland einige Erholung und erlaubte dem jungen Fanatiker seine Studien wieder zu ergreifen, ohne durch seine politischen Vorurtheile abgezogen zu werden: er war damit noch 1811 beschäftigt, als er vernahm, das Gymnasium sei aufgelöst und durch eine Primärschule ersetzt. Der Rector Saalfrank blieb als Professor an dieselbe gebunden; aber anstatt 1000 Gulden, die ihm seine alte Stelle einbrachte betrug die neue nicht mehr als 500; Karl konnte nicht mehr in einer Primärschule bleiben, wo er seine Erziehung nicht hätte fortsetzen können; er schrieb an seine Mutter, um ihr dieses Ereigniß anzuzeigen und ihr zu sagen, mit welchem Gleichmuth es der alte deutsche Philosoph ertragen. Hier folgt die Antwort von Sands Mutter: sie wird genügen, um diese Frau kennen zu lernen, deren starke Seele sich nie inmitten der heftigsten Kümmernisse verleugnete; dieser Antwort ist der deutsche Mysticismus ausgeprägt, von dem wir in Frankreich keine Vorstellung haben.

»Lieber Karl!

»Leider hättest Du mir keine Nachricht geben können, die mich mehr erschüttert hätte, als das kränkende Loos, welches Deinem verehrungswürdigen Lehrer und Pflegevater zu Theil geworden sein soll. Dein würdiger Mentor wird es hinnehmen, um auch in dem Fall der gekränkten und gedrückten Tugend seinen Zöglingen und seinen Zeitgenossen ein gutes Beispiel als ein folgsamer Unterthan des Königs zu geben, welchem ihn Gott unterworfen hat. Aber er wird mit Haaren auf den Zähnen auftreten und eine Kraftsprache sprechen, die der gleißnerische und in den kühnsten Künsten der Falschheit eingeweihte und darin Meisier gewordene Schurke nicht kennt, weil jene nur allein aus dem Bewußtsein eines ganz reinen Herzens und der frohen, ungetheilten Ueberzeugung, seine Pflichten nach Kräften erfüllt zu haben, entspringen kann. — Merke Dir, liebes Kind, daß es keine richtig berechnete Politik gibt, als die Ausübung der alten Regel: fürchte Gott, thue recht und scheue Niemand.

»Und merke Dir auch, daß da, wo gegen Rechtschaffene Unrecht laut und schreiend wird, eine allgemeine Stimme sich erhebt, und schon diese die Abänderung der Sache herbeiführt.

»Sollte aber wider Erwarten der Fall eintreten, daß Gott der hohen Tugend unsers beiderseitigen Freundes diese äußerst seltene Prüfung auflegt, daß sie sich an ihm ganz zum Schuldner macht, so hat sie auch für diesen Fall außerordentliche Entschädigungen. Alles, was auf und um uns wirkt, sind Maschinen, die eine höhere Hand auf uns wirken läßt, um unsere Erziehung für eine bessere Welt (in der wir erst unseren rechten Platz einnehmen) zu vollenden. Bestrebe Dich daher, liebes Kind, immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute Das zu wirken

und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns fordert. Es ist im Grunde Nichts groß und Nichts klein; denn wer kann sagen, wo ein einziges unrecht gesprochenes Wort zu wirken aufhört?

»Gott legt nur da viele Prüfungen hin, wo er viele Kräfte findet. Und Du schilderst mir ja selbst im Enthusiasmus wie philosophisch sich Dein theurer Wohlthäter beträgt. Ich hoffe, daß Du dieses Beispiele schätzen weißt, und es nachahmen wirst, wenn sich wirklich kein Ausweg finden sollte und Du, von ihm gerissen, nach Bamberg oder Coburg müßtest. Es giebt dreierlei Erziehungen für den Menschen:

die erste ist die, welche der Mensch von seinen Eltern erhält;

die zweite die, welche die Umstände geben;

die dritte ist die, welche der Mensch sich selbst giebt.

»Tritt der erwähnte Fall wirklich ein, so fordert Gott Deine moralische, vollendete Ausbildung Dir allein ab. Er fordert, daß Du die hoffentlich tief in Dein Herz geprägten Lehren, welche Du besonders, glücklich vor so vielen Tausenden Deiner Brüder, anderthalb Jahre von dem würdigsten Lehrer, der Dir unendlich mehr, der Dir Freund und Vater war, durch Lehren und Beispiel erhalten hast, auf Dein ganzes Leben wirken lassen sollst. Durchgehe die Jugendjahre des tugendhaften Mannes, welchem Du so unendlich viel zu verdanken hast. Er war bei weitem nicht so glücklich als Du.

»Mit wie vielen Sorgen hatte er nur zu kämpfen, um seine geistige Ausbildung zu bewirken! Von Seiten der moralischen wird er sich wahrscheinlich Alles und Alles haben selbst sein müssen. Setze denn auch den Fall, daß seine Lehrer für sein moralisches Bestes sorgten: — ach, liebes Kind, die Lehrstunden reichen nicht hin, wo keine Auswahl in dem gesellschaftlichen Umgange gemacht werden kann! Wie oft wird die Verführung ihm nahe getreten sein und er mußte sie durch eigene Standhaftigkeit entfernen. So, liebes Kind, so sollst, so mußst Du handeln; schämen mußt Du Dich, hinter ihm zurückzubleiben, da Du weit mehr empfangen hast als er. Ich lege Dir auch die, Lebensbeschreibung und das Vermächtniß meines Vaters bei, von dem Du noch sehr wenig gehört hast. Sein Geist ruht in Aehnlichkeit der Seelenanlagen und des Gesichtes auf Dir ganz allein unter allen Deinen Geschwistern. Der unglückliche Brand, der Deine Vaterstadt in einen Aschenhaufen verwandelte, zertrümmerte das Vermögen seiner Eltern. Der Gram, daß sie Alles und Alles verloren hatten, da die Flamme in dem ihnen nächsten Hause ausbrach, kostete seinem Vater das Leben, streckte die Mutter auf's Krankenbett, wo die Gicht sechs Jahre lang in ihren Gliedern wüthete, unter welcher Zeit sie durch Handarbeiten ihrer drei noch kleinen Töchter ernährt wurde. Mein Vater war als Lehrling in eins der größten den meisten Aufwand machenden Häuser in Augsburg gekommen, wo sein lebhaftes und immer heiteres Temperament willkommen war. Er kam mit einem rein ganz unbefleckten Herzen nach Hause, ward der Ernährer seiner Mutter, der Versorger seiner Schwester. Der Mensch kann sich sehr viel und das Meiste selbst sein, wenn er es sich nur sein will. Bereinige Dein Bestreben mit den Bitten Deiner Mutter, und sei Dir das selbst!«

Die Voraussagung der Puritanerin ging in Erfüllung: kurze Zeit darauf ward der Rector Saalfrank zum Professor zu Regensburg ernannt, wohin Sand ihm folgte; dort treffen ihn die Begebenheiten von 1813. Im März schrieb er an seine Mutter:

»Kaum kann ich Ihnen aber, beste Mutter, beschreiben, wie heiter ich jetzt manchmal bin, zumal wenn ich von einer Befreiung meines Vaterlandes höre, wenn ich höre, daß sie uns schon so nahe ist, wenn ich im Vertrauen auf Gott schon im Voraus das befreite Vaterland, für das mein Herz so sehr glüht, für das ich meine Kräfte, mein Leben aufbieten, für das ich die größten Trübsale und selbst den Tod mit Freuden nehmen will, sehe. Stärken Sie sich, beste Mutter, jetzt bei dieser Krisis, wenn ja Etwas das gute Baireuther Land davon treffen sollte; sehen Sie auf den Höchsten, sehen Sie auf die reichlich spendende Natur, verlassen Sie alle Sorgen, vertrauend auf Gott, der gewiß unser Bestes will, und freuen Sie sich lieber schon im Voraus der besseren zukünftigen Zeiten, wenn uns Gott, der Allgütige, aus dieser Gefahr gar retten wollte. Gott aber, der so viele Tausende während des Alles verheerenden dreißigjährigen Krieges glücklich machte, kann und will auch unser Bestes. Ich vertraue und hoffe!«

Leipzig rechtfertigte die Vorgefühle Sands: dann kam 1814 und er hielt Deutschland für frei.

Am 10. December desselben Jahres verließ er Regensburg mit folgendem Zeugniß seiner Lehrer:

»Karl Sand gehört unter die an Gaben des Geistes und Vorzügen des Gemüthes vor Vielen ausgezeichneten Jünglinge. Eine liebenswürdige Bescheidenheit bezeichnet sein äußeres Benehmen. An Aufmerksamkeit, an Fleiß in den Schulstunden und zu Hause weicht er keinem seiner Mitschüler. Daher auch sein Fortgang in den philosophischen und philologischen Gegenständen vorzüglich war; nur in der Mathematik möchte er noch Einiges nachzuholen haben. Die besten Wünsche seiner Lehrer werden ihn bei seinem bevorstehenden Abgange begleiten.

Regensburg am 10. September 1814.

J. A. Keyn,
Rector und Prof. der Ober-Klasse.«

In der That waren es jedoch Sands Eltern, und vorzüglich seine Mutter, welche diesen fruchtbaren Boden bearbeitet, in den die Lehrer die Wissenschaft gesäet hatten: Sand wußte es wohl, denn im Begriff, zur Tübinger Universität abzugehen, wo er die für den Predigerstand, dem er sich widmen wollte, nöthigen theologischen Studien zu beendigen beabsichtigte, schrieb er ihnen:

»Ich muß Ihnen gestehen daß ich Ihnen, sowie alle meine Geschwister, den größten Theil einer reinen und wahrhaften Bildung verdanke, die ich an so vielen Andern meines Umganges vermissen muß. Nur der Himmel kann Sie an meiner Statt dafür lohnen, Sie lohnen sich selbst durch das Bewußtsein, Ihre Elternpflichten vor vielen Andern auf die edelste Weise vollbracht zu haben.«

Nachdem Sand seinen Bruder zu St. Gallen besucht, kam er nach Tübingen, wohin ihn Eschenmaiers Ruf vornehmlich gezogen hatte; er verlebte diesen Winter ruhig und ohne daß ihm ein andres Ereigniß begegnete, als daß er sich in eine Burschenschaft, Namens Teutonia, aufnehmen ließ: dann kam das Osterfest von 1815 heran und mit ihm die schreckende Nachricht, Napoleon sei im Golf Juan gelandet. Sogleich vereinigte sich sämmtliche waffenfähige deutsche Jugend von Neuem unter den Fahnen von 1813 und 1814: Sand folgte dem allgemeinen Beispiel; nur war die That, die bei den Andern eine Folge der Begeisterung, bei ihm das Resultat eines ruhigen und überlegten Entschlusses.

Bei dieser Gelegenheit schrieb er nach Wunsiedel:

Tübingen, am 22. April 1815.

»Theuerste Eltern!

Ich bin Ihnen bisher getreu geblieben; ich habe mich Ihren elterlichen Lehren und den guten Rathschlägen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen, habe mich mit Eifer bemüht, der Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Eltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden und war mit Ernst auf meine Bildung für jenen hohen Beruf bedacht, dereinst in meinem deutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkünden. Mein Streben war immer vorwärts. Daher kann ich Ihnen nun ganz offen meinen festen Entschluß vorlegen und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende und sorgsame Eltern in Rücksicht meiner beruhigen, daß Sie als so deutsch gesinnte Eltern mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen suchen werden.

»Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt diesmal auch mir. — Mit innerem Kampfe, glauben Sie es mir, hielt ich mich das letzte mal, als es Deutschlands Befreiung galt, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Deutschlands Wohl kampf- und siegbegierig standen, daß ich meinem näheren Berufe zu leben hatte, konnte mich abhalten. Jetzt gilt es, die damals wiederbegründete Freiheit, die schon hier und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten. Der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber gewiß auch die letzte, aufbewahrt, wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seien, ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können.

»Die Gefahr Deutschlands war vielleicht noch nie so groß, als jetzt, wo die französischen Banden so wüthend an ihrem Abgott hängen, wo sich die schändlichste Verschwörung vielleicht über halb Europa verbreitet hat. Daher erhebe sich wieder Deutschlands Jugend und bewähre an den Leichtsinnigen ihren Muth! Daher ist es nöthig, daß von allen Seiten die Edelsten zusammeneilen. Auch von hier aus eilen die braven Norddeutschen zu ihren Bannern, die württembergischen Landstände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung und von allen Seiten geschehen Erbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland. Auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für aller Theuern, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, vorn an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich Ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun; so weiß ich wohl, daß ich deutsche Eltern habe, die mich für einen feigen, Ihrer unwürdigen Sohn halten würden. Ich fühle zwar die Größe des Opfers, daß ich aus meinen schönen Studien heraustrete, daß ich mich vielleicht Rohen und Ungebildeten unterordne; aber das schwellt meinen Muth, mir erst meine und meines Volkes Freiheit zu sichern und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können.

»Ich nehme nun auf eine Zeit Abschied von Ihnen, theuerste Eltern, von meinen lieben Geschwistern und von Allen, die mir theuer sind. Da es mir nach reifer Erwägung das Beste dünkt, unter den Baiern zu dienen, so werde ich mich auf Kriegsdauer unter die Plänkler einer Jägercompagnie aufnehmen lassen. Leben Sie denn wohl, und lebet Alle wohl! Ich will auch hier Ihren treuen Ermahnungen folgen und mit Gott werde ich auch hier auf dieser neuen Lebensbahn rein und mit mir selbst zufrieden aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen und mich immer auf dem Pfade nach jenen Höhern, übereiltes Irdische Erhabenen erhalten. Vielleicht wird mir auch die hohe Sonne zu Theil, hier und da schöne Seelen vor dem

Sinken zu retten.

»Immer soll Ihr theures Bild mich umschweben, immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühen und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können. Schließen sie mich ferner in Ihr andächtiges Gebet ein; Gott wird uns in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drücken den Zeit Trost und Hoffnung aus ein Besseres zukommen lassen. Nur wenn uns Gott den Sieg verleihet, haben wir Hoffnung, uns bald recht froh wieder zu sehen; sollte dies, was Gott verhüte, nicht der Fall sein, so ist — um was ich Sie bitte und beschwöre — so ist mein letzter Wille, dass Sie, biedere deutsche Eltern, nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen!

»Doch warum einander das Herz schwer machen? Dir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist in ein gerechter Gott, — warum sollte uns nicht der Sieg werden? Machen daher nach Sie in Ihren Briefen, denen ich sehnlich entgegen sehe, mir das Herz nicht bange. Und nun leben Sie nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getrost! — Wieder sprechen werden wir uns in jedem Felle in einem freieren Lande! Ich bleibe bis in den Tod

Ihr

getreuer, gehorsamer Sohn
Karl Ludwig Sand.

Folgende zwei Verse von Körner standen als Nachschrift:

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge!

Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!

Mit diesem Abschiede und Körners Liedern verließ Sand seine Bücher, und am 10. Mai finden wir ihn bewaffnet bei den freiwilligen Jägern wieder, unter dem Befehl des Majors Faltenhausen, welcher sich damals zu Mannheim befand; er traf daselbst seinen zweiten Bruder, der ihm schon vorangegangen, und zusammen wurden sie in den Waffen eingeübt. Obwohl Sand an große körperliche Anstrengungen nicht sehr gewöhnt war, ertrug er dennoch die Beschwerden des Feldzugs mit wunderbarer Kraft, indem er alle Erleichterungen, die ihm seine Vorgesetzten zukommen ließen, verschmähte; denn er wollte nicht, daß ihn Einer in den Bemühungen übertreffen sollte, denen er sich zum Wohle des Landes unterzog. Während des ganzen Marsches theilte er, was er besaß, brüderlich mit seinen Kameraden, und half denen, welche schwächer waren als er, durch Tragen ihres Gepäcks, und, Priester und Soldat zugleich, unterstützte er sie durch Zuspruch, wenn er zu Andern unfähig war.

Am 18. Juni, Abends 8 Uhr, kam er auf dem Schlachtfelde von Waterloo an. Am 14. Juli zog er in Paris ein.

Den 18. December 1815 kehrten Karl Sand und sein Bruder nach Wunsiedel zurück, zur großen Freude ihrer Familie. Er brachte bei ihr das Weihnachtsfest und das Neujahr zu, aber der Eifer für seinen neuen Beruf ließ ihn dort nicht lange verweilen und am 7. Januar traf er in Erlangen ein.

Damals beschloß er, um die verlorne Zeit nachzuholen, sein tägliches Leben festen und gleichmäßigen Regeln zu unterwerfen und jeden Abend, was er von Früh an gethan, aufzuschreiben. Mit Hilfe dieses Tagebuches können wir dem jungen Schwärmer folgen, nicht

allein in allen Handlungen seines Lebens, sondern auch in allen Gedanken seiner Seele und allen Bedenklichkeiten seines Gewissens. Er ist darin ganz er selbst, einfach bis zur Kindlichkeit, begeistert bis zur Thorheit, gutmüthig gegen Andere bis zur Schwäche, streng gegen sich selbst bis in's Ascetische. Großen Kummer machten ihm die Kosten, welche seine Erziehung den Eltern verursachte, und jedes unnütze und kostspielige Vergnügen erregte in seinem Herzen Gewissensbisse.

So schrieb er am 9. Februar 1816:

»Ich wollte Verwandte besuchen, kam aber in das Commershaus. Hier war ich recht vergnügt; es brach endlich der unterhaltende, spaßhafte Streit zwischen K—st—r, Th—a und Andern über Wunsiedel mit mir aus. Dies dauerte bis 11 Uhr. Jetzt aber fing N—e und Th—a mich zu keilen an, ich sollte und mußte noch mit in's Weinhaus; ich weigerte mich so viel ich konnte; endlich aber, da es heraus kam, als wollte ich ihnen nicht den Gefallen thun, ihnen zulieb einen Schoppen Wein mit zu trinken und sie es übel nahmen, mußte ich nachgeben. Allein leider blieb es nicht bei einem Schoppen, weil N—e, der sich Launen vertreiben wollte, während ich noch die Hälfte meines Weins hatte, eine Flasche Champagner zum Besten geben wollte. Als diese ausgestochen, ließ Th—a auch eine bringen, und für mich, wenn ich es gleich selbst nicht verlangte, ward auch eine gebracht. Ich bekam einen Brand, mußte mich übergeben, kam aber dennoch glücklich nach Hause, schlief auf dem Sopha eine Stunde und legte mich dann erst ins Bett. Und so war dies der gebrandmarkte Tag, an dem ich an meine theuren karglebenden Eltern nicht lebhaft genug dachte und mich durch Solche, die Geld genug hatten, so weit bringen ließ, eine Ausgabe von 4½ Fl. zu machen, die gänzlich m unnöthig, ja schädlich war. Verzeihe, Allgnädigster, verzeihe, und nimm das Gelübde, ich will so etwas nicht mehr thun, will jetzt täglich etwas karger leben, um die großen Nachwehen dieser Ausgabe für meine Kasse wieder zu heilen.«

Dann, zu derselben Zeit, wo sich der arme junge Mann gleichsam ein Verbrechen daraus macht, daß er vier Gulden verthan, stirbt eine von seinen Muhmen, die bereits Wittwe, und hinterläßt drei elternlose Waisen. Sogleich eilt er dahin, den armen Kleinen den ersten Trost zu gewähren, bittet seine Mutter, sich des Jüngsten anzunehmen und, ganz erfreut über ihre Antwort, dankt er ihr also:

»Für die innige Freude, die Sie mir durch Ihren Brief und durch den lieben Ton, in dem Sie mir in die Seele sprachen, gewährten, sage ich Ihnen den gebührendsten Dank. Wie ich hoffen und überzeugt sein konnte, so nahmen Sie sich des kleinen Julius, so sehr es auch neue Anstrengungen erheischt, an. Dies erfüllt mich aufs Neue mit dankbarer Rührung, zumal da ich im überzeugenden Vertrauen auf Ihre hilfreiche Menschenliebe dem guten Bäschen, um sie thätig zu trösten, halb und halb so etwas schon eröffnet hatte.« Gegen den März hin fühlte Sand, ohne krank zu werden, ein Uebelbefinden, welches ihn zwang, die Bäder zu besuchen; seine Mutter befand sich gerade damals auf dem Kupferhammer von Redwitz, drei oder vier Stunden von Wunsiedel, wo die Bäder waren. Sand richtete sich auf dem Hammer mit seiner Mutter ein und trotz seines Wunsches, seine Arbeiten nicht zu unterbrechen, störten die Badekur, die Einladungen zum Mittagsessen, selbst die Spaziergänge, welche seine Gesundheit erheischte, die Regelmäßigkeit seines gewöhnlichen Lebens und machten ihm Gewissensbisse. Auch findet man folgende Zeilen in seinem Tagebuche vom 13. April: »Das Leben ohne einen höhern Zweck ist öde und leer. Dies «war der Fall auch heute bei dem meinigen. Ich aß sehr viel gute Sachen, Bäckereien und aß fast beständig ein Wenig; so geschah es denn, daß ich, so oft ich mich über

meine Arbeiten machte, Nichts zu Stande bringen konnte. Voller Grillen und faden Wesens ging ich Abends in Gesellschaft und ging auch so, wieder heraus.«

Bei seinen Ausflügen bediente sich Sand eines kleinen Fuchses, der seinem Bruder gehörte und den er sehr liebte. Dieses Pferdchen war mit vieler Mühe gekauft worden, denn, wie gesagt, die ganze Familie war arm. Folgende Bemerkung, die sich auf dieses Thier bezieht, wird eine Vorstellung geben von der edlen Herzenseinfalt Sands.

Den 19. April.

»Heute war ich recht fleißig auf dem Hammers bei der guten Mutter und auch recht vergnügt. Am Abend ritt ich nach Hause; das Pferdchen, das ich ritt, meines Bruders Füchschen, war recht eifrig, aber stutzig. Seit vorgestern, wo es sehr wild war und bei Redwig scheu wurde, war es immer stutzig; es lief ein klein wenig Feuchtigkeit aus der Nase; das Futter schien ihm nicht so sehr wie sonst zu schmecken; ich hatte ihm einige Stücke Zucker, auf welche es sonst so gierig war, gegeben und heute ein klein wenig Zimmt; es wieherte sehr oft, aber dennoch will es heute Abend nicht fressen; es fraß seinen Hafer und ein wenig Heu, aber das gute Thier scheint außer seinem etwas verletzten Hufe noch etwas Anderes in sich zu haben. Würde es trotzig oder sonst krank, so würden die Leute und selbst die Verwandten die Schuld auf mich schieben, ob ich es gleich so sehr pflegte und schonte. Ach Herr, verschone mich, solch Unglück von mir entfernt werden kann und lasse es bald wieder genesen. Aber ich will auch mit Deinem Beistande solch drückenden Unfall für unsre Familie ertragen, wenn Du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt hast und zum Inmichkehren, zu meiner Besserung dienen und Strafe für meine Sündhaftigkeit sein soll. Vater, in Deine Hand befehle ich solches Verhängniß, meine Seele und mein Leben.«

Am 20. April schrieb er:

»Das Pferdchen wurde wieder wohl, Gott half.«

Die deutschen Sitten sind so verschieden von den unsrigen und die Gegensätze in einem und demselben Menschen finden sich so häufig jenseits des Rheines, daß es nichts weniger als aller der Stellen bedurfte, die wir angeführt, um unsern Lesern einen richtigen Begriff beizubringen von diesem Charakter, einer Mischung von Natürlichkeit und Verstand, von kindischem Wesen und Kraft, von Niedergeschlagenheit und Begeisterung, von materiellen Einzelheiten und poetischen Gedanken, die aus Sand einen für uns unbegreiflichen Mann bildet. Wir wollen nun in dem Gemälde fortfahren; denn die letzten Striche fehlen ihm noch. Nach seiner Rückkehr nach Erlangen und nach vollständiger Heilung las Sand zum ersten Mal Faust. Gleich Anfangs staunte er über dies Werk, das er für Geistesverschwendung ansah, dann, als er es ganz ausgelesen, schrieb er, auf den ersten Eindruck zurückkommend:

Den 4. Mai.

»O grauserregendes Spiel des Teufels im Faust! Was der Mephistopheles in mir sei, fühlte ich recht schrecklich. Gegen 11 Uhr in der Nacht habe ich dieses Trauerspiel zu Ende gelesen und ich fühlte und sah den Teufel in mir, so daß ich um 12 Uhr unter den jammervollsten Thränen mich fürchtete!«

Unterdeß verfiel Sand nach und nach in große Schwermuth, aus der ihn allein sein Wunsch reißen konnte, die ihn umgebenden Studenten zu läutern und zu sittlichen. Jedem der das Leben auf den Universitäten kennt, wird eine solche Arbeit übermenschlich scheinen. Doch Sand ließ

sich nicht abschrecken und wenn er nicht seinen Einfluß auf Alle ausdehnen konnte, so gelang es ihm doch, einen beträchtlichen Kreis um sich zu bilden, bestehend aus den Einsichtsvollsten und Besten; nichtsdestoweniger ergriff ihn mitten unter diesen apostolischen Bestrebungen Sehnsucht nach dem Tode: er schien sich des Himmels zu erinnern und dahin zurückkehren zu müssen; er nannte diese Versuchungen: Seelenheimweh.

Seine Lieblingsschriftsteller waren Lessing, Schiller, Herder und Göthe; als er die beiden letzteren wiederholt durchgelesen, schrieb er Folgendes:

»Gut und Böse liegt nicht weit auseinander; die Leiden des jungen Werther und die Einführung Weißlings sind beinahe eine Geschichte. Nun gut! wir wollen nicht richten, was gut oder böse an Andern sei; das wird Gott thun. Ich schwebe die ganze Zeit her in diesem Gedanken, daß es Wahrheit sei; man solle schlechterdings es gar nicht über sich kommen lassen, den Teufel an Andern aufzuspüren und soll nicht richten über Andere. Das einzige Geschöpf, über welches wir völliges Recht und Gericht haben, sind wir selbst, und wir haben beständig Beschäftigung, Sorge und Mühe genug und müssen in fortwährendes Aufmerksamkeit leben, wenn wir den Teufel recht kennen lernen und verdammen wollen. — Ich hatte heute inniges Sehnen wieder nach dem Scheiden aus dieser Welt und dem Eintritt in eine höhere; aber dieses Sehnen war mehr träge, als ein Aufschwung und ein Streben nach Vollendung.«

Das Jahr 1816 verging für Sand unter diesen frommen Versuchen bei seinen jungen Gefährten, unter dieser ewigen Prüfung seiner selbst und in dem fortwährenden Kampfe, welchen er mit jener Todessehnsucht bestand, die ihn verfolgte; jeden Tag wurde er mehr an sich selbst irre und am 1. Januar 1817 schrieb er folgendes Gebet in sein Tagebuch: »Gieb gütiger Vater, der Du mich als Dein freies Kind auf diese Erde setztest, daß auch in diesem Jahre die Aufmerksamkeit auf mein Wesen und Treiben nicht stumpf und diese Selbstforschung nicht schändlich von mir unterlassen werden und aufhören möge! —, Gott, leite und schütze mich gnädig in diesem Jahre. Stärke mich, auf daß ich zunehme in diesem Jahre an jener Aufmerksamkeit auf mich und das Leben, damit das ihr entgegengesetzte Aufmerken auf Andere, meine Nebenmenschen, allmählig immer mehr verschwinde. Stärke die Aussprache der Vernunft mit Kraft, auf daß sie durchdringen, und starke allmählig den Willen, daß er mächtig werde über das Fleisch, die Phantasie im Zaume halte, auf daß sie nicht aus der Sphäre des Heiligen herabsinke und daß er den Teufel verscheuche. Gieb mir dabei ein frommes, Dir ergebenes und für Dein Himmelreich begeistertes Gemüth, so daß ich immer Dir angehören oder nach Fehlritten Dir wenigstens immer wieder anheimfallen möge. So sei ich muthig auf das kommende Jahr gefaßt.«

Sand that wohl daran, Gott für das Jahr 1817 zu bitten und seine Befürchtungen waren eine Vorahnung: Deutschlands Himmel, erleuchtet von Leipzig und Waterloo, war von Neuem trübe geworden.

— — — — —

Damals bildeten sich geheime Gesellschaften in ganz Deutschland; wir wollen Einiges darüber sagen, denn die Geschichte, welche wir schreiben, ist nicht allein die der Einzelnen, sondern auch die der Nationen, und so oft sich dazu Gelegenheit bietet, werden wir für unser kleines Gemälde die Grenzen erweitern.

Die geheimen Gesellschaften Deutschlands, von denen wir Alle haben reden hören, ohne sie zu kennen, scheinen, wenn man, wie bei Flüssen, aufwärts geht, ihre Quelle zu haben in einer Art Verbrüderung mit jenen berühmten Illuminaten- und Freimaurer-Gesellschaften, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich so viel Aufsehen machten. Zur Zeit

der Revolution von 1789 nahmen diese verschiedenen philosophischen, politischen und religiösen Sekten mit Begeisterung die republikanische Propaganda an und das Glück unserer ersten Generale ist oft den geheimen Bemühungen jener Verbrüdeten zugeschrieben worden.

Als Bonaparte welcher davon Kenntniß gehabt und, wie man sagte, selbst daran Theil genommen hatte, seine Generalsuniform mit dem Kaisermantel, vertauschte, erhoben sich alle diese Sekten, die ihn als Abtrünnigen und Verräther ansahen, nicht allein im Innern gegen ihn, sondern suchten ihm auch im Auslande Feinde zu erwecken. Da sie sich an edle und große Leidenschaften wendeten, fanden sie Anklang, und die Fürsten, die aus ihren Resultaten Nutzen ziehen konnten, schienen einen Augenblick sie anzufeuern. Unter Andern war der Prinz Ludwig von Preußen der Großmeister einer dieser Gesellschaften.

Der Mordversuch von Staps, dessen wir schon erwähnt, war einer der Donnerschläge dieses Ungewitters; aber bald darauf kam der Wiener Friede; die Demüthigung Oesterreichs vollendete die Auflösung des alten deutschen Reichkörpers. Schon 1806 tödtlich getroffen und von der französischen Polizei bewacht wurden diese Gesellschaften, anstatt mit ihrer Ausbildung öffentlich fortzufahren, gezwungen in der Dunkelheit zu werben.

1811 verhaftete man mehrere Agenten dieser Gesellschaften zu Berlin; aber die preußischen Behörden beschützten sie selbst auf geheimen Befehl der Königin Luise, so daß es ihnen leicht wurde, die französische Polizei über ihre Absichten zu täuschen.

Gegen den Monat Februar 1813 belebte das Mißgeschick der französischen Armee wieder den Muth dieser Gesellschaften, denn es war augenscheinlich, Gott ihrer Sache zu Hilfe kam: die Studenten vornehmlich nahmen mit Begeisterung an den neuen Versuchen, die Jene machten, Theil; mehrere Schulen ließen sich um die Wette fast ganz einschreiben, wobei sie ihre Vorsteher und Lehrer zu Hauptleuten wählten: der Dichter Körner, gefallen am 26. August bei Gadebusch, war der Held dieses Feldzugs.

Der Sieg dieser Nationalbewegung welcher die preußische Armee, die größtentheils aus Freiwilligen bestand, zwei Mal bis nach Paris führte, hatte, als die Verträge von 1815 und die neue deutsche Bundesverfassung bekannt geworden, eine schreckliche Reaction in Deutschland zur Folge: alle Jünglinge, welche, aufgereizt durch ihre Fürsten, sich im Namen der Freiheit erhoben hatten, bemerkten gar bald, daß sie die Werkzeuge seien, deren sich das Königthum bedient hatte, um sich wieder zu befestigen, sie beriefen sich auf die gethanen Versprechen, doch Telleyrands und Metternichs Politik lastete aus ihnen und zwang sie dadurch, daß man sie bei den ersten Worten, die sie hören ließen, unterdrückte, ihr Mißvergnügen und ihre Hoffnungen auf den Universitäten zu verbergen, die im Genusse einer Art von besonderer Verfassung, leichter den Nachspürungen der Polizei entgingen; unterdrückt jedoch, wie sie waren, bestanden diese Gesellschaften nichtsdestoweniger fort, indem sie durch reife Studenten ihre Verbindung unterhielten, die unter dem Vorwande, Pflanzen zu sammeln, Deutschland durchzogen und, von Berg zu Berg eilend, überall jene erleuchtenden und hoffnungsvollen Worte ausstreteten, nach denen die Völker stets begierig sind. —

Man hat gesehen, wie Sand, von der allgemeinen Bewegung fortgerissen, als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mitgemacht hatte, obschon er damals erst 19 Jahre alt war: nach seiner Rückkehr war er, wie die Andern, in seinen goldenen Hoffnungen getäuscht worden, und von diesem Zeitpunkte an sehen wir sein Tagebuch den mystischen, traurigen Charakter einnehmen, den unsere Leser darin haben bemerken müssen. Bald trat er in eine jener Verbindungen, die Teutonia; und von diesem Augenblick an legte er die große Sache, die er erfaßt hatte, sich ans

Gewissen und unternahm es, die Verschworenen des Unternehmens würdig zu machen: daher seine Versuche der Sittenverbesserung, welche bei Einigen gelangen, bei dem größten Theil aber scheiterten.

Unterdessen hatte Sand endlich einen bestimmten Kreis von Puritanern um sich gebildet, bestehend aus 60 bis 80 Studenten, die alle zu der Secte der Burschenschaft gehörten, welche trotz aller Witzeleien der entgegengesetzten Secte ihren politischen und religiösen Weg verfolgte. Einer seiner Freunde, Namens Dittmar, und er, waren so ziemlich die Vorsteher, und wenn auch keine Wahl diese Behörde bei ihnen eingesetzt, so war doch der Einfluß, den sie auf die Beschlüsse übten, ein Beweis, daß man bei gegebener Gelegenheit freiwillig dem Anstoße folgen würde, den sie ihren Eingeweihten geben konnten. Die Burschenversammlungen fanden auf einem mit einem alten Schlosse versehenen kleinen Hügel statt, in einiger Entfernung von Erlangen, den Sand und Dittmar das Rüttli genannt hatten, zur Erinnerung an den Ort, wo Walter Fürst, Melchtal und Stauffacher den Schwur leisteten, ihr Land zu befreien: dort gingen sie unter dem Vorwande von Studentenbelustigungen und während sie mit den alten Trümmern ein ein neues Haus bauten; wechselsweise von der Handlung zum Symbol und vom Symbol zur Handlung über. — Uebrigens machte die Verbindung so große Fortschritte in ganz Deutschland, daß nicht allein die Fürsten und Könige des deutschen Bundes anfangen sich zu beunruhigen, sondern auch die hohen europäischen Mächte. Frankreich schickte Agenten mit dem Auftrag ihm Bericht zu erstatten. Rußland bezahlte Solche nach ihrem Wirkungskreise, und oft hatten die Verfolgungen, welche einen Professor trafen und eine ganze Universität erbitterten, ihren Grund in einer Note vom Cabinet der Tuileries oder von Petersburg.

Inmitten der Ereignisse, welche sich also vorbereiteten, trat Sand, nachdem er sich unter Gottes Schutz gestellt, das Jahr 1817 in dem traurigen Zustande an, in welchem wir ihn gesehen und in dem ihn mehr der Ekel vor dem Leben festhielt. Am 8. März schreibt er, von dieser Schwermuth eingenommen, die er nicht überwinden kann und die ihre Quelle in seinen getäuschten politischen Hoffnungen hat, in sein Tagebuch:

»Ich konnte immer nicht recht arbeiten und die nichtsthuerische Laune, die hypochondrische Stimmung, die mir vor alle Schönheit der Welt einen Schleier setzte, dauerte ungeachtet der gestrigen Aufregung, die ich durch die schöne Abendunterhaltung erhielt, noch fort.«

Zur Zeit der Ferien wollte er, aus Furcht die Unruhe seiner Eltern durch Vermehrung der Ausgaben zu vergrößern, nicht nach Hause gehen und zog es vor, mit seinen Freunden eine Fußreise zu machen. Ohne Zweifel hatte diese Reise, ihre Annehmlichkeit bei Seite gestellt, ihren politischen Zweck. Wie dem auch sei, Sands Tagebuch nennt während der ganzen Zeit seines Ausflugs nur die Namen der Städte, durch die er gekommen ist. Um übrigens eine Vorstellung zu geben von Sande Unterwürfigkeit in Bezug auf seine Eltern, so wisse man, daß er sich nicht eher auf den Weg machte, als dieser die Erlaubniß seiner Mutter erhalten.

Nach seiner Rückkehr fanden Sand, Dittmar und ihre Freunde, die Burschen, ihr Rüttli von ihren Feinden aus der Landsmannschaft zerstört; das Haus, das sie gebaut, war eingerissen und die Trümmer davon zerstreut. Sand hielt dieses Ereigniß für ein Vorzeichen und war darüber sehr niedergeschlagen.

»Mir ist es, o gütiger Vater, als schwämme Alles um mich her; es wird nur meine Seele immer trüber, ich Sorge mich nun schon seit dem vorigen Semester ab. Meine Geisteskräfte scheinen vor Gram oder Hypochondrie eher ab- als zuzunehmen; ich arbeite und kann kein Ziel erreichen, es zu nichts Gediegenem bringen; die Lebensfreuden schwinden, Kummer und Sorge nehmen

zu; nirgends zeigt sich mir ein fester den unser höchstes Bestreben, unsere christlich-deutsche Sache eingenommen hätte; am Ende wanken auch wir und auch ich, Schimpf und Schande lastet auf uns Herr! Vater! führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen festen Grund, von dem aus Wankelmuth und Kälte aufgelöst sind.«

Um diese Zeit traf ein schreckliches Ereigniß Sand bis ins Innerste seines Herzens, sein Freund Dittmar ertrank.

Folgendes schrieb er noch an dem Morgen dieses Ereignisses in sein Tagebuch;

»Ach Gütiger! wohin will es mit mir wieder kommen? Seit vierzehn Tagen werde ich in der Unordnung fortgerissen und konnte nicht ein Mal dazu kommen, mit Festigkeit auf mein Leben vorwärts und rückwärts zu schauen, so daß auch mein Tagebuch seit dem 4. Juni uneingeschrieben blieb. So vieles Herrliches ging an mir vorüber, aber ich lebte immer nur von Minute zu Minute Dir, o gütiger Vater, nicht in einem ernstlichen Streben; daher schaudert's mich vor der Schuld, meine Seele so ganz nahe zum Untergange geführt zu haben, und es ist Deine hohe Gnade, daß Du mich wieder daraus erlösest. So segne nun den noch in mir lebenden Funken eines Strebens nach dem Guten, daß er einige Stärke gewinne. Meine Seele ist in großen Aengsten, o Herr, und ich zage; aber je mehr Hindernisse, desto mehr Seelenstärke!«

Am Abend fügte er zu den Zeilen, die er des Morgens geschrieben, noch die wenigen Worte:

»Zerstörung, Verzweiflung, Schmerz und Klage über meinen Freund, den innig- und heißgeliebten Dittmar.«

Folgender Brief, den er an seine Familie schreibt, enthält die Erzählung dieses traurigen Ereignisses:

»Nachdem meine früheren Freunde U—ch, Cl—r, Zw—r und Andere von hier weggegangen waren, lebte ich vorzüglich mit dem von mir inniggeliebten Dittmar aus Anspach und Eb—r aus Würzburg zusammen. Dittmar, ein Deutscher, evangelischen-christlicher Theologe, in Rücksicht seiner Herzengüte mehr als Mensch, eine Engelsseele; immer rege fürs Gute, fröhlich, fromm und frisch zur That, war ins Prof. Gründlerische Haus, in ein Zimmer neben mich gezogen. Wir liebten und herzten einander, unterstützten uns gegenseitig in unserem Streben und trugen, was uns wirksam in Treue gemeinschaftlich. —

An des Frühlings letztem Abende gingen wir, Dittmar, Eb—r und ich, nachdem wir vorher auf Dittmars Zimmer noch gemeinschaftlich gearbeitet und uns am Ende gegen alle Stürme des Lebens, für unser Streben und für unsere Liebe und Treue noch feierlich verbunden und umarmt hatten, selig und sorglos um halb 7 Uhr zum Bade nach der Rednitz. Ein schweres Gewitter war am Himmel vorübergezogen und blitzte nur in der Ferne, um uns alle Sorge aus der Seele wegzuspielen und uns ganz einzuführen in süßen Schlummer rücksichtlich aller Seelenbedrängnisse, und uns dahinzugeben einer tiefen-Sehnsucht nach dem für uns Menschen oft so reizenden und dann so furchtbaren Elemente des Wassers. Im herrlichen Abendrothe durchsuchten Eb—r und ich den Kanal der Rednitz, in welchem wir uns der Nähe der Stadt und des drohenden Gewitters wegen baden wollten, und fanden nicht die mindeste Gefahr. Unser Freund Dittmar, der Einzige von uns, der schwimmen konnte, kam nun auch in das Wasser und wir zogen mit einander den Kanal hinab und unser Freund Dittmar suchte Tiefe zum Schwimmen. Wir kamen bis zur Wasserscheide; das Wasser ging uns bis an die Brust; Dittmar war vorwärts und kam tiefer in das Wasser; er schwamm fest, kam aber zu weit in den Fluß und unter unserem Zurufen, er solle rechts an's Ufer schwimmen, wollte er fünfzehn Schritte von uns Grund fassen, aber er sank und in unser Angst- und Hilfgeschrei, da wir uns, nur ihm vom Ufer

aus beizuspringen, selbst erst aus dem grundlosen, reißenden Flusse herausarbeiten mußten, mischte er beim Hervorarbeiten aus dem Strudel — eine Schreckgestalt — sein Hilfgeschrei; und als *wir* außer Gefahr waren, sahen wir ihn eben nach den äußersten Spitzen einer Staude greifen. Bei Deren Entweichung mag ihn der-Schlag gerührt haben und er sank abermals, — Denken Sie sich uns, seine Freunde, am Ufer umherirrend, an dem im Wasser stehenden ergriffenen Gesträuche suchend, jammernd und Hilfe schreiend, nach und nach von einer großen Volksmenge umgeben, die nach zwei Stunden an dem angedeuteten Platze aus der entsetzlichen Tiefe hervorbrachte. — Vorgestern Nachts haben wir ihn feierlich zur Ruhe bestattet.

»So brach mit diesem Frühlingsende nun wohl auch der ernstere Sommer meines Lebens an; ich habe ihn in der rechten Seelenstimmung, in einer wehmuhtsvollen, sanften Trauer begrüßt. Sie sehen mich nun mehr beruhigt und getröstet durch Christenglauben und durch jene Himmelsheite, die der Allgütige durch das Bild eines mir nun bleibenden Freundes im Himmel und durch das Zusammentreffen allerlei merkwürdiger Fügungen über uns herabließ. — Ich wünsche nun Nichts mehr, als daß auch Sie in Rücksicht meiner außer Kummer, außer Sorgen seien.«

Anstatt, daß ein solcher Unglücksfall durch gemeinsamen Schmerz die beiden Parteien der Studenten vereinigt hätte, wirkte er im Geschehen mir dahin, den Haß, den sie gegen einander hegten, zu vergrößern. Unter den Ersten, welche auf Sands und seines Kameraden Geschrei herbeieilten, war ein Mitglied der Landsmannschaft, das schwimmen konnte; aber statt Dittmar zu helfen, rief es: »Nun, so ist doch einmal Einer von diesen Hunden weniger!« Trotz dieser gehässigen Aeußerung, die übrigens die eines Einzelnen und nicht die des Corps sein konnte, luden die Burschen ihre Feinde zur Theilnahme an Dittmars Leichenbegängniß ein. Eine brutale Weigerung und die Drohung, den Leichenzug durch Beschimpfung des Todten zu stören, war ihre einzige Antwort. Die Burschen setzten hierauf die Behörde davon in Kenntniß, welche ihre Maßregeln nahm, und alle Freunde Dittmars geleiteten seine Ueberreste, den-Degen in der Hand. Als die Landsmannschaft dieses ruhige, aber entschlossene Benehmen sah, wagte sie nicht ihre Drohung zu vollziehen und begnügte sich, den Zug mit Spott und Gesang zu verhöhnen.

Sand schrieb in sein Tagebuch: »Dittmar ist ein großer Verlust für Alle, und vorzüglich für mich: er gab mir das Ueberflüssige von seiner Kraft und seinem Lebensmuth; er hielt wie mit einem Damme das Schwankende und Unentschlossene meines Charakters. Von ihm habe ich gelernt, den nahenden Sturm nicht zu fürchten und zu kämpfen und sterben.«

Einige Tage nach dem Leichenbegängniß hatte Sand einen Streit wegen Dittmar mit einem seiner alten Freunde, der von den Burschen zu den Landsmannschaften übergegangen war, und sich seit dem Leichenbegängniß durch seine unpassende Heiterkeit bemerkbar gemacht hatte. Es ward beschlossen, sich den folgenden Tag zu schlagen; und an demselben Tage schrieb Sand in sein Tagebuch:

17. August.

»Morgen will ich mich mit von P—g schlagen. Gott, Du weißt es, wie gut wir einander sind — bis auf ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, weil ich mir seine Liebe nicht ganz verschaffen zu können scheine und weil er bisweilen kalt sieht. Hier bei dieser Gelegenheit bin ich von der höchsten Liebe gegen ihn bis in den tiefsten Haß versunken, wegen seines vermeintlichen Uebertritts zu A— n, wegen seines Störens und wie es schien plötzlichen Belachens der schönen Singfahrt. Es ist dies im Ganzen eine allgemeine Sache. Herr! ziehe Deine Hand nicht ab von

ihm und mir! Wie Du es leiten magst, wenn wir Beide muthig fechten, um einander zu zeigen, daß wir uns als gleiche, freie Männer achten, von denen Keiner dem Andern ist Knecht und Unterthan, über die Beide nur Gott, aber nicht Einer über den Andern Richter ist — wie Du es leiten wagst, so wird Dein Ruhm verherrlicht werden. Forderst Du mich, ewiger Richter, vor Dein Gericht, so weiß ich, daß ich ewigen Fluch verschuldet habe; aber Herr, ich baue nicht auf mein, sondern auf Jesu Verdienst und hoffe auf Deine väterliche Gnade, weil er, Dein Sohn, auch für mich gebüßt hat. Herr, was Du auch schicken magst, dadurch werde Dein Ruhm verherrlicht! Amen. — Gute Nacht, meine theuern Eltern, Geschwister und Freunde! ich empfehle Euch Gottes Schutz.«

Sand wartete den andern Tag zwei Stunden vergebens auf ihn: sein Gegner stellte sich nicht.

Uebrigens war der Verlust von Dittmar weit entfernt, auf Sand die Wirkung hervorzubringen, die man davon hätte erwarten können und die er selbst in den Schmerzenstränen, die er ihm weicht, anzudeuten scheint. Dieser starken Seele, auf die er vertraute, beraubt, begriff Sand, daß er mit verdoppelter Kraft Dittmars Tod für seine Partei weniger nachtheilig machen müsse. In der That setzte er allein das Bereinigungswerk, das sie Beide verfolgten, fort, und die patriotische Verschwörung wurde keinen Augenblick gehemmt.

Die Ferien kamen und Sand verließ Erlangen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Von Wunsiedel aus sollte er sich nach Jena begeben, um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen. Nach einigen Tagen, die er bei seiner Familie verlebte, und in seinem Tagebuche als glückliche bezeichnet hatte, reiste Sand nach seinem neuen Aufenthaltsorte ab, wo er kurze Zeit nach den Wartburgfesten ankam.

Diese Feste, welche zur Feier des Jahrestages der Leipziger Schlacht eingesetzt, waren von großer Bedeutung für ganz Deutschland, und obwohl die Fürsten es recht gut wußten, daß es ein jährlich erneuerter Vereinigungspunkt sei, so wagten sie doch nicht, sie zu unterdrücken. Wirklich wurde die Teutonen-Verbindung bei diesem Feste vorgeschlagen, und von mehr als zweitausend Abgeordneten der verschiedenen deutschen Universitäten unterzeichnet. Dies war für Sand ein Tag der Freude, denn er fand dort mitten unter neuen Freunden einen großen Theil seiner alten Freunde wieder.

Unterdessen beschloß die Regierung, welche nicht gewagt hatte, mit Gewalt diese Verbindung anzugreifen, sie mit dem Worte zu untergraben. Herr von Stourdza veröffentlichte eine wüthende Schrift gegen die Versuchung, die, wie man sagte, auf gegebene Nachweisung Kotzebue's verfaßt worden. Diese Broschüre machte großes Aufsehen, nicht allein in Jena, sondern in ganz Deutschland. Das war der erste Streich gegen die Freiheit der Studenten, gegen die akademische Freiheit. Folgende Bemerkung finden wir in Sands Tagebuche. —

Den 24. November.

»Nachdem ich mit vieler Sorgfalt und Emsigkeit gearbeitet, bin ich gegen 4 Uhr des Abends mit E. Ausgegangen. Als wir über den Marktplatz kamen, hörten wir die neue giftige Schimpferei vorlesen. O welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!«

In diesen Zeilen nennt Sands Tagebuch zum ersten Mal den Namen des Mannes, den er 18 Monate später ermorden sollte.

Am 29. des Abends schrieb Sand ferner:

»Morgen will ich frisch und muthig von hier aufbrechen und eine deutsche Wanderung nach Wunsiedel vornehmen zur hochherzigen Mutter, zur theuern Schwester Julie will ich in Gottes

Schutz wandern, um zu sehen, ob sie ganz genesen, um mich wiederum an ihrem Herzen zu wärmen. Dann will ich vorzüglich nach Hause zur Hochzeit meines guten Fritz mit Luise, zur Kindtaufe bei dem treuen Dürrschmidt und um meine Wehre bei Bruder Fritz, einen Stutz zu holen. Gott, o gütiger Vater, sei mit mir auf diesen freudigen Wegen!«

Diese Reise erheiterte Sand in der That sehr. Seit Dittmars Tode waren seine Anfälle von Schwermut verschwunden. Bei Dittmars Lebzeiten konnte er sterben; nach Dittmars Tode mußte er leben.

Am 11. Dezember verließ er Wunsiedel, um nach Jena zurückzugehen, und am 31. desselben Monats schrieb er in sein Tagebuch folgendes Gebet:

»O gütiger Gott! mit Beten ließest Du mich dieses Jahr beginnen. Am Ende war ich mehr zerstreut und verstimmt. Wenn ich zurückschaue, ach, so finde ich leider: Besser, vollkommener bin ich nicht geworden, aber durchlebt, erfahren und mit Thatkraft durchlebt, habe ich Vieles. Herr, Du warst immer mit mir, wenn ich auch nicht bei Dir war.«

Wenn unsere Leser mit einiger Aufmerksamkeit den verschiedenen Auszügen aus dem Tagebuche, die wir ihnen vor Augen gelegt: haben, gefolgt sind, so mußten sie nach und nach Sands Entschluß sich kräftigen und seinen Kopf sich erhitzen sehen. Vom Anfang des Jahres 1818 an fühlte man, wie sein Blick lange Zeit furchtsam und umherirrend nach immer weiterem Gesichtskreise strebte und nach einem edleren Ziele sich richtete. Es ist nicht mehr das einfache Leben des Seelenhirten, noch der beschränkte Einfluß, den er bei einer kleinen Gemeinde gewinnen kann — was ihm in seiner jugendlichen Bescheidenheit als die Fülle des Glückes und der Seligkeit gilt, wonach er sich sehnt, — es ist sein Vaterland, es ist sein deutsches Volk, es ist die ganze Menschheit, die er in den gigantischen Plänen von ihrer politischen Wiedergeburt umfaßt. So schreibt er auf der Innern weißen Seite seines Tagebuches für das Jahr 1818:

»Gott! lasse mich an der Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum Christ festhalten, lasse mich sein ein deutscher Christ und durch Jesum mich frei, freudig, zuversichtlich gleich ausdauernd und stark werden.«

Indeß vermehrten sich die antirepublikanischen Flugschriften Kotzebue's und gewannen einen nachtheiligen Einfluß auf den Geist der Regierenden. Fast alle Personen, welche in diesen Schandschriften angegriffen, waren in Jena bekannt und geachtet. Man wird begreifen, welche Wirkungen diese Schmähungen auf jene jungen-Köpfe und edlen Herzen hervorbringen mußten, welche die Ueberzeugung bis zur Verblendung und die Begeisterung bis zum Fanatismus trieben.

So schreibt Sand am 5. Mai in sein Tagebuch Folgendes:

»Herr! mitunter wandelte mich heute wieder eine so wehmüthige Bangigkeit an, aber fester Wille, feste Beschäftigung löst Alles und hilft für Alles; und das Vaterland schafft Freude und Tugend. Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch Einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert ins Gekröse zu stoßen.«

Stets von denselben Gedanken beherrscht, fährt er den 18. Mai also fort:

»Ein Mensch ist Nichts im Vergleich mit einem Volke, er ist eine Eins gegen Millionen, er ist eine Minute gegen ein Jahrhundert. Der Mensch, dem Nichts vorangeht und Nichts folgt, wird geboren, lebt stirbt in einem mehr oder minder langen Zeitraume, kommt aber in Bezug auf die

Ewigkeit kaum der Dauer einst Blitzes gleich. Ein-Volk dagegen ist unsterblich.« —

Gleichwol zeigt sich hin und wieder mitten unter diesen vom politischen Verhängniß, das ihn zum blutigen Werke treibt, eingepägten Gedanken, der gute heitere Jüngling.

Am 24. Juni schreibt er an seine Mutters:

»Ich erhielt, seitdem ich durch mancherlei im Schreiben unterbrochen wurde, Ihren schönen großen Brief und Ihre in jeder Rücksicht so vorzügliche und mannigfache Ausstattung mit meiner Wäsche, deren Anblick mich zu wahrhaft kindlicher Freude stimmt. Es sind neue Wohlthaten, meine Bitten blieben abermals unerfüllt ich fühle mich hierdurch aufgefordert zu neuem Danke. Hemden, zwei Paars schöne Turngewänder bekomme ich, — — —. Zugleich wird mir ein Geschenk von Ihrer und von Julchens Arbeit und von Karoline erhalte ich Süßigkeiten, so daß ich sprang vor Freude und mich auf dem Absatz drehte, als ich das Päckchen sah und öffnete. Haben Sie herzlichen, kindlichen Dank und theilen Sie mit mir als Geberin die Freude des Empfängers. Heute ist der ernste Tag, des Frühlings letzter, an dem ich vor einem Jahre meinen Freund, den regen deutschen Dittmar verlor. Ich bin mannigfach durchwoget von Gefühlen; nur zwei Gedanken stehen fest als Pfeiler in mir da und tragen dies Gewirre — der Gedanke an Gott und der ans deutsche Vaterland.«

Während dieser ganzen Zeit bleibt Sands Leben äußerlich ruhig und sich gleich; der innere Sturm ist gestillt; er freut sich über seinen strengeren Arbeitsfleiß und über seine heitere Stimmung. Doch klagt er sich von Zeit zu Zeit seinen Hang zur Leckerhaftigkeit, den zu überwinden ihn nicht immer möglich sei. Dann nennt er sich in seiner Selbstverachtung »Feigling, Kuchen- und Leckerbissenbauch.«

Mitten unter alle Dem geht die religiöse und politische Begeisterung fort. Er macht mit seinen Freunden eine propagandische Reise nach Leipzig, Wittenberg und Berlin und besucht alle Schlachtfelder, die sich in der Nähe der Straße, die er geht, befinden. Am 18. October ist er nach Jena zurückgekehrt, wo er seine Studien mit mehr Eifer treibt als je. Unter diesen akademischen Studien geht für ihn das Jahr 1818 zu Ende und leicht könnte man an dem schrecklichen Entschlusse, den er gefaßt, zweifeln, wenn arme nicht in seinem Tagebuch vom 31. December folgende letzte Bemerkung fände:

»So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres 1818 in ernster, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, es wird der letzte Christtag gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. Soll es Etwas werden mit unserm Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserm Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden, und die Begeisterung wieder auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K. nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichen Willen mein Leben daran gesetzt habe? Gott, ich bitte Dich um Nichts, als um die rechte Lauterkeit und um Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde, mein Leben nicht verlasse.«

Hier endet Sands Tagebuch: er hatte es angefangen, um sich zu kräftigen; er war an sein Ziel gelangt, er hatte Nichts weiter nöthig. Von diesem Augenblick an war er nur mit diesem einzigen Gedanken beschäftigt, und fuhr langsam fort den Plan in seinem Kopfe zur Reife zu bringen, um sich mit seiner Ausführung vertraut zu machen; aber alle Eindrücke, welche aus diesem Gedanken entsprangen, waren innere und keiner zeigte sich auf der Oberfläche. Für Jedermann war ree derselbe; nur bemerkte man seit seit einiger Zeit an ihm eine vollkommene und stets gleiche Heiterkeit nebst einer sittlichen und fröhlichen Rückkehr zum Leben. Er hatte weder in

den Stunden noch der Dauer seiner Collegien Etwas geändert; nun fing er an mit großem Eifer Anatomie zu studieren. Eines Tages sah man, wie er aufmerksamer war als gewöhnlich in einem Collegium, wo der Professor die verschiedenen Verrichtungen des Herzens erklärte; er untersuchte mit der größten Sorgfalt die Lage, welche das Herz einnahm, wobei er sich einige Erklärungen selbst zwei oder drei Mal wiederholen ließ, und beim Herausgehen noch die Medicin-Studirenden über die Reizbarkeit dieses Organs befragte, das von keinem Stich, so schwach er auch sei, getroffen werden kann, ohne daß dieser Stich den Tod herbeiführt; und das Alles mit einer so vollkommenen Ruhe und Gleichgültigkeit, daß keiner von Denen, die ihn umgaben, etwas ahnte.

An einem andern Tage tritt A—s, einer seiner <freunde, in seine Stube; Sand, der ihn hatte heraufkommen hören, erwartete ihn am Tische, ein Papierschneidemesser in der Hand; sowie er erschien stürzt sich Sand auf ihn, versetzt ihm einen leichten Stoß auf die Stirn, und als Jener mit seinen Händen dahin fährt, stößt er ihn etwas heftiger auf die Brust; dann zufrieden mit seinem Versuch: sagt-Sand zu ihm: »Siehst Du, so muß man es machen, wenn man einen erstechen will: erst in's Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Brust seine Blöße gibt.«

Die beiden jungen Leute lachten viel über diesen Mordversuch, und am Abende erzählte ihn A—s im Weinhause als eine von jenen bei seinem Freunde so gewöhnlichen Eigenheiten. Nach dem Ereigniß erklärt sich diese Pantomime von selbst.

Der Monat März kam; Sand wurde von Tag zu Tag ruhiger, liebevoller und besser: man möchte sagen, er wolle in dem Augenblick, wo er seine Freunde für immer verlassen soll, ihnen eine unauslöschliche Erinnerung von sich hinterlassen. Endlich kündigte er an, daß er in Familienangelegenheiten eine kleine Reise unternehmen wolle, und begann alle seine Vorbereitungen mit seiner gewöhnlichen Sorgfalt, aber mit einer Heiterkeit, die man nie an ihm bemerkt hatte. Bis jetzt hatte er immerfort wie gewöhnlich gearbeitet, ohne einen Augenblick nachzulassen; denn Kotzebue konnte möglicherweise sterben oder von einem Anderen getödtet werden vor dem Zeitpunkte, den Sand sich selbst bestimmt hatte, und dann wollte er seine Zeit nicht verloren haben.

Am 7. März lud Sand alle seine Freunde ein, um den Abend bei ihm hinzubringen, und kündigte ihnen seine Abreise auf den drittnächsten Tag, den 9., an. Alle schlugen ihm darauf vor, ihn einige Stunden zu begleiten, doch Sand lehnte es ab: er fürchtete, diese Handlung, so unschuldig sie auch war, möchte sie später in Gefahr bringen. Er reiste also allein ab, nachdem er, um allen Verdacht zu entfernen, sich von Neuem auf ein Halbjahr eingemietet, und ging durch Erfurt und Eisenach, um die Wartburg zu besuchen.

Von da reiste er nach Frankfurt, wo er den 17. übernachtete und setzte am Morgen seine Reise nach Darmstadt fort. Endlich am 23. um 9 Uhr des Morgens kam er auf den kleinen Hügel, wo wir ihn im Anfange dieser Erzählung gefunden. Auf dem ganzen Wege war er jener gute, heitere Jüngling gewesen, den man nicht sehen konnte, ohne ihn zu lieben.

Zu Mannheim angelangt, kehrte er im »Weinberg« ein und schrieb sich in das Fremdenregisier unter dem Namen Heinrichs. Alsbald erkundigte er sich, wo Kotzebue wohne. Der Hofrath

logirte neben der Jesuitenkirche; sein Haus bildete die Ecke einer Straße, und obgleich man ihm den Buchstaben (in Mannheim sind die Häuser nicht mit Ziffern, sondern mit Buchstaben bezeichnet.) nicht genau zu sagen wußte, so konnte er sich doch nicht täuschen. Sand begab sich sogleich zu Kotzebue; es war beinahe 10 Uhr. Man sagte ihm, der Hofrath gehe alle Morgen aus, um eine oder zwei Stunden lang in einer Allee des Mannheimer Lustgartens einen Spaziergang zu machen: Sand ließ sich die Allee beschreiben, sowie die Kleidung, welche der Hofrath trage; denn da er ihn nie gesehen, konnte er ihn nur nach jener Beschreibung erkennen. Der Zufall wollte es, daß Kotzebue eine andere Allee gewählt hatte. Sand ging eine Stunde im Park spazieren, da er aber Niemand sah, auf den die gegebene Beschreibung paßte, so ging er wieder in das Haus. Kotzebue war zurückgekehrt, frühstückte aber und konnte ihn nicht empfangen.

Sand kam in den »Weinberg« zurück und nahm an der Mittagstafel Platz, wo er mit solcher Ruhe und selbst Heiterkeit aß, daß er von Jedermann wegen seiner wechselseitig lebhaften, einfachen und edlen Unterhaltung bemerkt wurde. Nachmittag 5 Uhr ging er zum dritten Mal zu Kotzebue, der gerade an diesem Tage ein großes Mittagmahl veranstaltet, jedoch Befehl hinterlassen hatte, man solle Sand vorlassen. Man ließ ihn in ein kleines Zimmer eintreten, das an ein Vorzimmer stieß. Kurz darauf erschien Kotzebue. Sand spielte nun das Drama, das er an seinem Freunde A—s studiert; im Gesicht bedroht, fuhr Kotzebue mit den Händen danach und ließ die Brust unbedeckt; Sand stieß ihm sogleich seinen Dolch ins Herz: Kotzebue gab nur einen Schrei von sich und fiel schwankend rückwärts in einen Lehnstuhl: er war todt.

Auf diesen Schrei lief ein kleines Mädchen von sechs Jahren herzu, einen von jenen reizenden Kindern Deutschlands, mit einem Engelsköpfchen, blauen Augen und langen wallenden Haaren. Sie warf sich auf den Körper Kotzebue's unter herzerreißendem Gejammer, indem sie ihren Vater rief; Sand, an der Thüre stehend, konnte diesen Anblick nicht ertragen und ohne fortzueilen stieß er sich den noch ganz mit Kotzebue's Blute bedeckten Dolch (Die Angaben darüber lauten so verschieden, das sich etwas Bestimmtes nicht behaupten läßt: als dieses geschah, war außer dem Kinde Niemand zugegen.) bis ans Heft in die Brust.

Dann, als er mit Staunen sah, daß er trotz der schrecklichen Wunde, die er sich beigebracht, die Annäherung des Todes nicht fühlte, und da er lebend nicht den herbeieilenden Dienern in die Hände fallen wollte, eilte er die Treppe hinunter. In diesem Augenblicke traten die eingeladenen Gäste ein; als diese Leute einen jungen Mann bleich, ganz blutig, mit einem Dolche in der Brust sahen, stießen sie ein Geschrei des Entsetzens aus und wichen vor ihm zurück, anstatt ihn auszuhalten. Sand eilte also weiter und kann an die Hausthüre; zehn Schritte davon ging eine Wache vorüber, um die Schildwachen des Schlosses abzulösen; Sand glaubte sie sei durch das Geschrei, das ihn verfolgte, herbeigerufen, warf sich mitten auf der Straße auf die Kniee, mit den Worten: »Vater, nimm meine Seele zu Dir!« Dann zog er den Dolch aus der Wunde, gab sich damit einen zweiten Stoß unter den ersten und fiel ohnmächtig nieder. Sand ward ins Hospital gebracht und unter strengster Aufsicht gehalten, Die Wunden waren bedeutend, gleichwohl aber, Dank der Geschicklichkeit der herbeigerufenen Aerzte, nicht tödtlich; die eine davon heilte sogar später; da aber bei der zweiten das Eisen zwischen der Rippen- und Lungenhaut eingedrungen war, so hatte sich ein Ausfluß zwischen beiden Häuten gebildet, weshalb man, statt sie zu schließen, sie sorgfältig offen hielt, um alle Morgen mit Hilfe einer Pumpe das während der Nacht ausgetretene Blut aus ihr zu ziehen, wie dies bei der Brustgeschwüre geschieht. Ungeachtet dieser Sorgfalt schwebte Sand drei Monate zwischen Leben und Tod.

Als am 26. März die Nachricht von Kotzebues Ermordung von Mannheim nach Jena kam, ließ

der akademische Senat Sands Zimmer öffnen und fand zwei Briefe, den einen an seine Freunde von der Burschenschaft gerichtet, worin er ihnen erklärt, daß er zu ihrem Verein nicht mehr gehöre, weil er nicht wolle, daß sie einen Mann noch zum Bruder hätten, der auf dem Schaffot sterben werde.

Der andere, welcher die Anschrift hatte: An alle die Meinigen,« war ein treuer Bericht von Dem, was er thun gedenke, und von den Beweggründen, die ihn zu dieser Handlung bestimmt hätten. Obgleich der Brief etwas lang ist, so ist er doch so so feierlich und antik, daß wir nicht anstehen, ihn vollständig unseren Lesern vor Augen zu legen.

»An alle die Meinigen.

»Treue, ewig thenre Seelen!

»Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meinen That möchte Euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen, doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossen bangen Brust, hervor, du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

»Euch bringt dies Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück! Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse und die Noth unsers Vaterlandes drängt zum Handeln — Dies ist unstreitig der höchste Jammer in dem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch, unsre Schuld in ihrer regen Entwicklung Stillstand nimmt; — dies für uns der entehrendste Schimpf, wenn all das Schöne, das von Tausenden kühn anstrebt wurde und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild ohne bleibende Folge in trüben Mißmuth wieder erschlaffen, wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsre Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813 mit gottgetrostem Muth begonnen; das väterliche Haus ist von Grund aus erschüttert; — Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und schön, einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsre Herzen ersehnen! Nur Wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwicklung des höhern Menschlichen im deutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? Soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet bis auf's völlige Verderben unsers Volkes bei uns ihr Spiel. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unsrer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und alle Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und steht dennoch, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterthums, trotz seiner Schlechtigkeiten, da als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet gern das Gift annimmt, das er irr, seinen Zeitschriften für russisches Gold darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns komm, — denn diese Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen, —

soll nicht die Geschichte unsrer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein, so muß er nieder! — Ich spreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit Begeisterung des deutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn vorn braven Bürger gewettet und gewagt wird, wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchsten Güter, mit Hintenansetzung alles Lieben, nur der Tod liebt! — Wer soll, da es sein muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehen? — In Angst und bitteren Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon seit geraumer Zeit auf Einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Mord geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes Keiner, und es hat auch Jeder, so gut wie ich, das Recht, auf einen Anderen zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine durch Verrath gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig daran! Auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehen

»So lebt wohl, Ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer und Eure Erwartungen, wie meine Wünsche, sind wohl getäuscht; doch mag dies Eine — Vorbereitung sein und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangen; — was sich bei mir zum unverbrüchlichsten Grundsatz eingelebt hat. Ihr werdet bei Euch sprechen: hat er doch durch unsre Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freuden in dieser Menschengesellschaft kennen gelernt und schien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf, zu lieben! Ja, dies war, dies that ich. — Unter Eurem Schutze, durch Eure unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. Ihr ließt mich in die Wissenschaft einführen; in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eignes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu erschauen und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben bestehen, und bei allenfalsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte michs dieses Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht gerade anfeuern, den Tod einzusetzen für da gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Ansicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das heil ihres Landes dahinzugeben — und ich wollte nicht sterben?! Und wir, denen die Rettung und Erschlaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten Nichts dafür thun?

»Ob ich Eure Liebe verkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubts nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade jene Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen? Mutter, Du wirst sagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte und der mich liebte, für den ich in tausend Sorgen war und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge? Und wenn es Keiner thun wollte wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von Dir entfernt, und Da kennest solche Reden nicht, edle Frau! Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn jetzt Keiner hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest Du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch; — ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch als Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein.

»Meine Bestimmung ist diesem nach gegeben. Ob m ich noch 50 Jahre leben würde, ich könnte reger und inniger leben, als in diesen letzten Jahren. Dies ist unsre Bestimmung, daß wir erkennen den einzig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen und dagegen den Vater mit unserm ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden. O daß uns in vollem Maße sein Friede werde! — Verlassen auf dem einsamen Weg, den ich wandeln soll, habe ich keine andere Aussicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That männlich zu vollführen.

»Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen! Gebet den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm und achtet nicht so sehr auf meinen Thränengruß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht und nicht untergehen kann. Dann aber stehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterterlande! Führer Eure Kleinen, denen ich so gern ein liebender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsre gewaltigen Berge und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Deutschlands der Menschheit sich weihen und gelübden, nie ruhen, vom Schwerte nie ablassen zu wollen, bis wir Brüderstämme in Freiheit geeinigt, bis alle Deutsche, wie das eine Volk, so auch in Einem Reiche freier Verfassung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbarn, aufs Innigste verbunden sind! Im freudigen Aufblick zu Dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich über die kampfrüstige Schaar im deutschen Volke, die, Deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, Dein Abbild auf Erden zu fördern muthig entschlossen ist.

Das letzte Heil, das höchste, liegt im Schwerte:
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena, Anfang März 1819.
Euer in Liebe Euch ewig verbundener Sohn
und Bruder und Freund
Karl Ludwig Sand.«

Anfangs ins Hospital gebracht, wie schon gesagt, ward Sand hierauf, nach drei Monaten, in das Zuchthaus von Mannheim geschafft, wo der Director M—g ihm ein Zimmer hatte in Stand

setzen lassen. Dort blieb er noch zwei Monate in einer außerordentlichen Schwäche: sein linker Arm war völlig gelähmt; seine Stimme war sehr schwach; jede Bewegung, die er machte, verursachte ihm furchtbare Schmerzen; auch konnte er erst am 11. August, d. h. Fünf Monate nach dem Ereigniß, das wir erzählt, an seine Familie folgenden Brief schreiben:

»Theuerste Eltern und Geschwister!

»Die großherzogliche Untersuchungscommission hat mir gestern endlich mitgetheilt, daß es möglich wäre, daß mir die hohe Freude zu Theil werden könnte, von Ihnen hier aufgesucht zu werden und vielleicht Sie, gute Mutter, mit einigen von den Geschwistern dahier zu sehen.

»Ohne überrascht zu sein von diesem neuen Beweise Ihrer elterlichen Liebe, wurde die innere Sehnsucht nach freudigem Zusammenleben mit Ihnen durch diese schmeichelnde Hoffnung wieder mächtig in mir rege, Freude und Schmerz, Verlangen und Entsagung regten mein Herz auf und ich mußte die aufgährenden Regungen vor der machthabenden Vernunft gegen einander abwägen, um mein selbst Herr zu werden und zu einer richtigen Entscheidung rücksichtlich meiner Wünsche zu gelangen.

»Die Entscheidung fiel auf Seite des Entsagens. — So sehr auch nur ein Blick in Ihre Augen, geschweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhabenen Worte Ihres Herzens mich stärken und erfreuen könnten, so kennen Sie doch meine Lage überhaupt — kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Untersuchung zu gut, als daß Sie nicht, wie ich, finden sollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unsers Zusammenseins trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, so daß der Schmerz des Abschiedes, zum Ersatz einer langen beschwerlichen Reise, am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unserer körperlichen Trennung begleitet. Lassen Sie uns nach Gottes Willen abermals bei der Entsagung stehen bleiben und jene fröhliche Gemeinschaft im Geiste pflegen, aus der ich täglich so viele Freude schöpfe und die uns stets vergönnt sein wird, ob sie gleich weit über jenem irdischen Gute steht.

»Wie es mit meiner körperlichen Lage steht, weiß ich selbst nicht. Sie sehen schon aus meinem eigenhändigen Schreiben, daß ich jener anfänglichen Ungewißheit entrissen hin, im unsrigen kenne ich den Zustand meines Körpers zu wenig, um über den anhaltenden, täglich fast sich gleich bleibenden, aber leicht zu ertragenden Krankheitszustand ein geltendes Urtheil fällen zu können. Dabei bin ich aber immer recht getröstet und Gott hilft mir in Allem, was da kommen mag, Muth und Standhaftigkeit zu bewahren. Er möge mir auch helfen, aus Allem immer die Freude des Geistes herauszufinden und im Geiste stark zu werden! Amen. — Leben Sie wohl!«

Mannheim, den 11. August 1819.

Ihr

Sie innig ehrender

Karl Ludwig Sand.

Einen Monat nach diesem Briefe kamen rührende Antworten von Seiten der ganzen Familie: wir wollen nur die von Sands Mutter anführen, weil sie die Vorstellung vervollständigt, die man sich schon von dieser edlen Frau, wie sie ihr Sohn immer nennt, hat machen können.

»Theurer, unaussprechlich theurer Karl!

»Wie erfreulich war es mir, nach so langer Zeit die Züge Deiner lieben Hand wieder zu erblicken. Es wäre mir keine Reise zu beschwerlich, kein Weg zu weit! Mit treuer Liebe und

Zärtlichkeit würde ich Dich an jedem Ende der Erde aufsuchen, um Dich nur zu sehen.

»Da ich aber Deine zärtliche Liebe und Sorgfalt gegen mich auch ganz kenne und Du mit so vieler männlicher Standhaftigkeit und Ueberlegung Gründe mir vorlegst, denen ich gar Nichts entgegen kann, als daß ich sie ehre: so soll es bleiben, lieber Karl, wie Du es bestimmt und beschlossen hast! Wir wollen unsere Geistesunterhaltung fleißig fortsetzen, aber einander nicht sprechen. Nichts kann, nichts wird mich von Dir trennen; jeden Augenblick umschwebe ich Dich und meine Gedanken trennen sich nie von Dir!

»Jene unendliche Liebe, welche uns Alle trägt, Alle erquickt und uns Alle für ein höheres Leben und Wirken bestimmt hat, bewahre Dir, lieber Karl, Muth und Standhaftigkeit. Sie lasse Dich aus Allem die höchste Freude des Geistes herausfinden und Dich, inniggeliebter Sohn, im Geiste immer und immer stärker werden.

»Deinen lieben Vater haben bisher allerlei Verhinderungen abgehalten, Dir zu schreiben und ich und Deine guten Geschwister wünschen sehnlich, Dich bald von unsern Empfindungen zu überzeugen; daher wird, ein Brief von dem Ersten nachfolgen. Er grüßt Dich einstweilen auf das Herzlichste und versichert Dich seiner vollen Liebe.

»Lebe recht wohl und bleibe unwandelbar überzeugt, daß ich nie aufhören werde, Dich stark und innigst zu lieben.

Deine treue Dich ewig liebende Mutter.«

Sand antwortete:

Aus meinem Patmos. Neujahr 1820 den 16/1.

»Theure Eltern und Geschwisterte!

»In der Mitte Septembers vorigen Jahres wurden mir durch die Großherzogliche Special-Untersuchungscommission, mit der Ihnen schon gepriesenen menschenfreundlichen Gesinnung, Ihre werthen Briefe vom Ende August und Anfang Septembers eingehändigt, und sie hatten die, zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis Ihrer Herzen zu versetzen, mich mit Freude völlig zu überschütten.

»Sie, theurer Vater, schreiben mir an Ihrem 67. Geburtstage und segnen mich mit dem Ergusse Ihrer vollsten, reinsten Liebe, und Sie, theure Mutter, lassen sich sogar herab zu Versicherung der Fortdauer Ihrer von mir schon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Gesinnung gegen mich und

so erhielt *ich Ihrer beiden Segen,*

der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger als Alles auf mich einwirken muß, ich wurde mit der segenvollsten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich Ihnen, theuerste Eltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuschreiben aufhören wird. Aber wie ich also das mir so unendlich theure Verhältniß zu Ihnen lebendig vor meine Seele führe, so vermag ich auch nicht zu verschweigen, daß ich durch einige Ausdrücke Ihrer über alles innigen Liebe, die sich frei über alle Rücksicht auf Verhältnisse hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zustand versetzt werden mußte.

»Auch Ihr, theurer Schwager und theure Schwester, versichert mich Eurer ununterbrochenen innigen Liebe; Ihr scheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch Alle brachte, noch

nicht recht zu wissen, was Ihr aus mir machen sollt; ich fühle mich daher in der innigsten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie ersterbendem Danke gedrungen, Euch zu sagen, daß Eure, durch viele Jahre hindurch so reichlich durch die That bekräftigte Liebe mehr ausweist für das Verständniß wahrer geschwisterlicher Gesinnung zwischen uns — sobald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde, — als alle möglichen, auch die zärtlichsten Versicherungen in Worten.

»Und Du, guter Bruder, wolltest gern mit der theuren Mutter an die Fluthen des Rheines geeilt sein, hierher, wo das rechte geistige Verhältniß zwischen uns Beiden uns aufgegangen ist; wo wir durch gleiche Gesinnung nach außen auch zu den innigsten Brüdern geworden sind, — Du seiest *wirklich* hier gewesen, muß ich Dir sagen, meine ich, wenn ich auf Bereiche Quelle brüderlicher Tröstungen und Aufmunterungen schaue, die mir in Deinem treuen, zarten Briefe zu theil wurde.

»Und Du, gute Schwägerin, wie Du Dich gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit so vieler Zärtlichkeit als liebende Schwester zu uns stelltest, so erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieses schönen Verhältnisses aus diesem Deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröstungen erquickten mich in innerster Seele, aber auch Dir kann ich nicht verhehlen, daß Du in der Ausspendung Deiner Achtung und Deines Lobes zu freigebig warst. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter gestellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel sehen ließ. —

»Du, gute Julie, möchtest weiter Nichts, als Das, was mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen zu können, Du versicherst mich, wie ich es ja von Euch Allen weiß, daß Du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich Dich ganz und auch besonders das Verhältniß, in dem wir mit einander aufgewachsen sind. Ach! ich sage Dir, unter Gottes Schutz wird mir gar leicht, weit leichter als ich erwarten konnte, Das zu bestehen, was mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich Dir danke, Dich trösten für diese nothwendiger Weise abschlägliche Antwort? — Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten 2c.

»So habet denn Alle den herzlichsten Dank, daß Ihr mein Herz so sehr erfreut habt! — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich als der *verlorene* Sohn besonderer Gegenstand Ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße Ihnen meinen geistigen körperlichen Zustand schildern und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese Ihre Briefe, Ihnen zu mehrerer Beruhigung mögen gereichere können.

»Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen sie schon von mir, lebe ich seit den letzteren Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können sie auch wirklich in reichlichem Maaße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unserm heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich ferne werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich jetzt höchst unselig sein, und in verderblichen Zustände mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wonach ich mich sehnte, wonach ich in innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders geworden; höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich erkennen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und, in leere Scheingestalten verwickelt

gewesen wäre. So möge denn die Einsicht rücksichtlich dieser Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unsers menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir wachsen, damit sie mich umso williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen!

In Begeisterung und christlich ergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimsuchung zu Theil, in der ich Zeitlebens den Himmel auf Erden verehrte — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen. — Meine Krankheit ließ mir immer so viel Ruhe übrig, daß ich mich mit ernstern Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen, meiner Gottesgelahrtheit und der Geschichte anhaltend beschäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit-unterbrach, so verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube, so wie die Alles göttlich ahnende Liebe, waren reich und stark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für-meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können, aber dem ohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterstützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinausgestoßen, in Berührung setzte, in allem Betreff mit so viel Güte überhäuft, daß Wünsche, die ich selbst nicht im geheimen Innersten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufiger noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmerz war nie so überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich sprechen können: »der Bettel!« und ich mag ihn nicht in Vergleichung setzen mit jenem Seelenschmerz, den wir im Gefühl unserer Schwächen, unserer Schuld so tief einschneidend empfinden, wiewohl jener auch immer schon wieder zur ewigen, geistigen Freude sich herüberneigt. Nur selten griff dieser Schmerz nach meinem Bewußtsein, Geschwulst und Entzündung nahmen nie sehr überhand, und die Fieber waren immer mäßig. Ob ich gleich seit Dreivierteljahre immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr denn 40 Maaß Eiter ausliefen, so habe ich mich doch noch nicht aufgegeben, und die Krankheit fraß noch nicht so sehr um sich, daß sie Abscheu erregend und sehr eklig wäre; dies verdanke ich sowohl der vortrefflichen Pflege, als dem gesunden Blute, das ich von Ihnen ererbt habe.

»So fehlte es mir denn nicht an den mannigfaltigsten und nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Ursache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — sondern mit heiterer Beschauung dieser Welt, Gott und Ihnen, theuerste Eltern, für mein Dasein zu danken. Den 18. October feierte ich in stiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten suchte ich mich in die Stimmung gottergebener Kinder zu versetzen, und der Jahreswechsel brachte mir einen neuen Zeitabschnitt, dessen Inhalt sich mit Gottes Hilfe eben so zur geistigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit diesem Wunsche, dem *einzigsten*, wende ich mich denn auch zu Ihnen, beste Eltern, und zu Euch, geliebteste Geschwister, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch diese stetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir Alle unser Leben so wahrhaft beseligt bis an's Ende führen mögen; denn dies ist die göttliche Bestimmung unseres Erdendaseins, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir schon hier jene reine Freude des Jenseits vorkosten und finden sollen, daß uns schon hier der Vorgeschmack des Himmels werde! —

»Ein 25. Neujahr kann ich nicht hoffen, noch, wiederkehren sehen;,— möge denn mein obiges

Gebet erfüllt werden, und Sie durch diesen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrerer Beruhigung gelangen, mögen diese Worte mir auch dazu dienen; mich Ihrer Aller unauflöselichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzustellen, sondern mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu sichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abrufft.

»In diesen Tagen erhielt ich auch Ihren lieben Brief, theure Mutter, vom 2. December v. J., und die Großherzogliche Commission hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der diesem beigelegt war, lesen zu lassen. Sie geben mir die froheste Nachricht von Ihrer Aller völligem Wohlsein und Sie schicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimath. Ich danke Ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebste hierbei ist, nämlich, daß Sie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich sorgen, daß Sie und die gute Julie mit sorglichem Sinne sie selbst in der Heimath pflückten und zubereiteten; diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele.

»Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Eltern und Großeltern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlicher Mitbruder meine Liebe entgegen bringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herab erflehe.

»Um die Großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel wohl abrechnen müssen, und, ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

»Ihr Sie innig liebender .
Karl Ludwig Sand.«

In der That hörte von diesem Augenblick an aller Briefwechsel zwischen Karl und seiner Familie auf und er schrieb ihr nur noch ein Mal, als sein Loos ihm bekannt war, einen Brief, den wir später finden werden.

Man sieht daraus, mit welcher Sorgfalt man Sand behandelte: diese Menschlichkeit verleugnete sich keinen Augenblick. Zwar muß man auch sagen, daß Niemand in ihm einen gewöhnlichen Mörder sah, daß Viele ihn in der Stille beklagten und Einige ihn ganz laut entschuldigten. Die großherzogliche Commission selbst zog die Sache so sehr als möglich in die Länge, denn die bedeutenden Wunden Sands ließen sie Anfangs glauben, es sei unnütz, zum Henker zu greifen, und sie wäre froh gewesen, hatte es Gott über sich genommen, die Haft zu endigen. Ihre Vermuthungen wurden jedoch getäuscht: die Geschicklichkeit des Doctors siegte, nicht über die Wunde, sondern über den Tod. Sand wurde nicht geheilt, er blieb aber am in Leben und man sah bald, daß man ihn werde tödten müssen. Wirklich verlangte der Kaiser Alexander, der Kotzebue zum Geheimen Rath ernannt und sich in dem Morde selbst nicht irrte, unablässig, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf habe. Die Untersuchungscommission ward daher gezwungen, sich ans Werk zu machen, wobei sie jedoch offen einen Vorwand zu haben wünschte, um den Rechtsgang in die Länge zu ziehen: sie befahl, ein Arzt aus Heidelberg solle Sand besuchen und über seine Lage genauen Bericht abstaten; da Dieser beständig darnieder lag und man ihn in seinem Bette nicht hinrichten konnte, hoffte sie, der Bericht des Arztes würde dadurch, daß er die Unmöglichkeit des Aufstehens bei dem Gefangenen darlegte, ihr zu Hilfe kommen und ihr eine neue Frist geben.

In Folge dessen kam der bezeichnete Arzt von Heidelberg nach Mannheim und indem er sich

Sand vorstellte, als durch das Interesse, das er ihm einflößte, fragte er ihn, ob er in seinem Zustande nicht einige Besserung fühle und ob es ihm unmöglich sei aufzustehen. Sand blickte ihn einen Augenblick an, dann sagte er lächelnd: »Ich verstehe, mein Herr: man wünscht zu wissen, ob ich stark genug bin, um auf das Schaffot zu steigen; ich weiß es selbst nicht, wir wollen zusammen eine Probe machen.«

Bei diesen Worten stand er auf und mit einem übermenschlichen Muthe ging er, was er seit 14 Monaten nicht versucht, zwei Mal durch das Zimmer, und nachdem er sich wieder auf sein Bett gesetzt hatte, sagte er:

»Sie sehen, mein Herr, ich bin stark genug; es hieße folglich, meine Richter eine kostbare Zeit verlieren zu lassen, wenn ich noch länger in meiner Sache zurückhielte; mögen sie denn ihr Urtheil herbei bringen, denn Nichts steht seiner Vollziehung mehr im Wege.« Der Arzt stattete Bericht ab: es gab kein Mittel auszuweichen; Rußland wurde immer zudringlicher und am 5. Mai 1820 sprach das Oberhofgericht folgendes Urtheil, welches »am 12. von Sr. königlichen Hoheit, « dem Großherzog von Baden, bestätigt« ward: .

»In Untersuchungssachen 2c. wird auf amtspflichtiges Verhör, eingebrachte Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts in Mannheim und weitere Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von diesem zu Recht erkannt: daß Inquisit Karl Ludwig Sand von Wunsiedel des an dem kaiserlich russ. Staatsrathe v. Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe, ihm zur gerechten Strafe, Andern aber zum abschreckenden Beispiel, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.

»Alle in dieser Untersuchungssache aufgelaufenen Kosten aber, mit Einschluß jener, welche auf dessen öffentliche Hinrichtung verwendet worden, und zwar erstere wegen der Vermögenslosigkeit, auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen seien. Von Rechtswegen.«

Man sieht, daß der Spruch, obgleich er den Angeklagten zum Tode verdammt, was übrigens schwer zu vermeiden war, in der Form und im Grunde so mild als möglich ausfiel, weil er, indem er eben Sand traf, nicht durch die Kosten eines langen, kostspieligen Processes seine arme Familie zu Grunde richtete.

Doch zögerte man noch fünf Tage und das Urtheil wurde erst am 17. unterzeichnet. Als man Sand ansagte, zwei Justizräthe seien vor der Thüre, vermuthete er, daß sie kämen, um ihm sein Urtheil vorzulesen; er bat um einen Augenblick, um aufzustehen, was er seit 14 Monaten nur ein Mal, und zwar bei der Gelegenheit, die wir erwähnt, gethan hatte. Nichtsdestoweniger vermochte er nicht das Urtheil stehend zu hören, so schwach war er, und nachdem er die Abgesandten, die ihm die Todesstrafe ankündigten sollten, begrüßt, bat er sie darum, daß er sich setze, nicht wie er sagte, aus Geisteserschläffung sondern Körperschwäche; dann fügte er hinzu: »Sein Sie willkommen meine Herren, denn ich leide seit 14 Monaten so sehr, daß Sie für mich die Engel der Erlösung sind. — Er hörte das ganze Urtheil ohne fast Bewegung an, ein sanftes Lächeln auf den Lippen; dann, als das Vorlesen zu Ende war, sagte er: »Ich hatte kein besseres Schicksal erwartet, meine Herren; Und als ich vor länger als einem Jahre auf dem kleinen Hügel, der vor der Stadt liegt, stille stand, sah ich im Voraus die Stelle, wo mein Grab sein würde: ich muß also Gott und den Menschen danken, daß sie mein Dasein bisher verlängert.« Die Räthe entfernten sich: Sand erhob sich zum zweiten Mal, um die Weggehenden zu grüßen, so wie er sich erhob, um sie beim Eintritt zu bewillkommen; dann setzte er sich wieder nachdenkend auf den Stuhl, neben welchem M—g, der Gefängnißaufseher, stand. Nach einem Augenblick der Ruhe zeigte sich eine Thräne in dem Auge des Verurtheilten und rollte über seine Wangen; hierauf sich

plötzlich zu M—g wendend, den er sehr gern hatte, sagte er: »Ich deute, es wird meinen Eltern lieber sein, wenn ich dieses gewaltsamen Todes sterbe, als wenn ich an einer gewissen verhaßten Krankheit stürbe. Es ist mir lieb, daß endlich bald die Stunde schlägt, in welcher mein Tod Diejenigen befriedigen wird, die mich hassen, und die ich nach meinen Grundsätzen hassen muß.«

— Alsdann schrieb er an seine Familie:

Mannheim den 17. des Frühlingsmondes 1820.

»Theure Eltern und Geschwister!

»Mein letztes Schreiben wird Ihnen von der großherzoglichen Commission mitgetheilt worden sein. Ich beantwortete darin Ihre Schreiben und suchte Sie rücksichtlich meiner Lage dadurch zu trösten, daß ich Ihnen meinen Seelenzustand schilderte, so wie er ist: mir bewußt des Gebrechlichen und Irdischen und es achtend als das bloß Nöthige, es verachtend in jedem Verhältnisse und Bezug zur Idee, so wie er ist: mir bewußt des Geistigen und Freien, das allein unsre unsterbliche Seele nährt; mit einem Worte; ich suchte Sie mit der Versicherung zu trösten, daß jetzt in meinen Leiden Nöthen die Gesinnungen, Ansichten und Grundsätze, von denen ich in früheren Zeiten sprach, ich bei mir ausgehalten haben und dieselben geblieben sind. — Ich hätte Sie nicht zu beruhigen gebraucht, denn Sie begehrt zu keiner Zeit von mir etwas Anderes, als daß ich Gott sollte vor Augen und im Herzen haben, und Sie sahen Dieses noch unter Ihrer Leitung in mein Herz übergehen und daß es mir zum eigenen und zum einzigen Seligkeitsstreben werde. — So ist Gott also gewiß jetzt in Freude mit und bei Ihnen, da ich Ihnen nun nach heute geschehener Vorlesung des Urtheils selbst noch sichere Nachricht von meinem herannahenden Tode geben kann. Ich sterbe gern und Gott wird mir Kraft verleihen, daß ich sterbe, wie man soll! — hiermit hoffe ich Sie über Alles völlig beruhigt und hoffe, daß Sie, wie ich es immer als des Menschen Bestimmung hielt; in Freude, in unvergänglicher geistiger Freude Ihre Tage auf Erden bis ans Ende verleben mögen, bis wir, die wir auch jetzt einander nicht fern sind, in jenem Seelenvereine mit frischeren Kräften fürs Gute; zusammentreten werden.

»Wie ich lebte, so lange ich mich kenne, in sehnsuchtsvoller Heiterkeit, die in den männlichen Jahren zur beherzten Freude der Freiheit sich hinauf frankte, so gehe ich nun meinem Ende entgegen.

»Gott sei mit Ihnen und mit mir!

Ihr Sohn, Bruder und Freund

Karl Ludwig Sand.«

Von diesem Augenblick an störte Nichts mehr seine Heiterkeit; den ganzen Tag plauderte er fröhlicher als gewöhnlich, schlief gut, wachte erst um halb 8 Uhr auf, sagte, er fühle sich gestärkt, und dankte Gott, daß er ihn also heimsuche.

Seit dem Abend vorher war der Inhalt des Urtheils bekannt geworden und man hatte erfahren, daß der Tag der Hinrichtung auf den 20. Mai festgesetzt sei, d. h. Drei volle Tage nachdem es dem Verurtheilten vorgelesen worden.

Von nun an ließ man mit Sands Erlaubniß die Personen, welche ihn zu sprechen wünschten und die er nicht mit Widerwillen sah, zu ihm hinein: unter diesen blieben Drei längere Zeit und in vertrautem Gespräch bei ihm.

Der Eine war der badische Major Holzungen, der die Wache befehligte, die ihn verhaftet oder

vielmehr sterbend aufgehoben und ins Hospital gebracht hatte.

Er fragte ihn, ob er ihn wiedererkenne: Sand war so bei gesunden Sinnen, als er sich verwundet, daß er, obwohl er den Major nur einen Augenblick gesehen und ihn seit dem nie wieder gesehen hatte, sich doch an die geringsten Einzelheiten der Tracht erinnert; die er vor 14 Monaten trug, welches die große Uniform war. Als das Gespräch auf den Tod kam, de Sand so jung erleiden sollte, beklagte ihn der Major; aber Sand erwiderte ihm lächelnd: »Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde.«

Nach dem Major kam ein junger Jenaischer Student, den Sand auf der Universität gekannt hatte. Er befand sich im Großherzogthume Baden und hatte ihn besuchen wollen: ihre Wiedererkennung war rührend, der Student weinte sehr, aber Sand tröstete ihn mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Heiterkeit.

Ein Handwerker verlangte alsdann zu Sand gelassen zu werden, aus dem Grunde, weil er sein Schulkamerad zu Wunsiedel gewesen sei, und obgleich er sich seines Namens nicht erinnern könne, ließ er ihn doch eintreten. Der Handwerker erinnerte ihn daß er bei der kleinen Armee gewesen, die Sand am Tage des Sturmes des Katharinenturmes befehligte. Diese Andeutung leitete Sand, der ihn völlig wiedererkannte und dann mit zärtlicher Liebe von seinem Geburtslande und seinen lieben Bergen mit ihm sprach, zu dem Auftrage, seine Familie zu grüßen wobei er seine Mutter, seinen Vater, seine Geschwister aufs Neue bitten ließ, sich nicht über ihn zu bekümmern, da der Bote, der den Auftrag übernahm, ihnen diese letzten Worte zu dringen, bezeugen kannte, mit welcher Ruhe und Geistesfreudigkeit er den Tod erwartete. — Auf diesen Handwerker folgte einer der Gäste, die Sand gleich nach Kotzebue's Tode auf der Treppe begegnet. Er fragte ihn, ob er sein Unrecht einsehe und Reue empfinde; Sand erwiderte ihm: »Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht und seitdem wieder 14 Monate, und meine Ansicht hat sich um Nichts geändert; ich habe gethan, was ich thun mußte.«

Nach dem Weggange dieses letzten Besuchs ließ Sand M—g, den Gefängnißaufseher, rufen, und sagte ihm, er möchte gern vor der Hinrichtung mit dem Henker sprechen, da er ihn um Unterweisungen zu bitten habe über die Art und Weise, wie er sich verhalten müsse, um die Ausführung ihm sicherer und leichter zu machen. M—g machte einige Einwürfe; doch Sand drang mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth darauf und M—g versprach ihm endlich, den Mann, denn er verlangte, zu benachrichtigen, daß er gleich nach seiner Ankunft aus Heidelberg, wo er wohnte, in das Zuchthaus ginge. — Der übrige Theil des Tages verfloß unter neuen Besuchen und philosophisch-moralischen Gesprächen, in denen Sand seine sozialen und religiösen Theorien mit einer Deutlichkeit des Ausdruckes und einer Erhabenheit der Gedanken entwickelte, wie vielleicht nie vorher. Der Gefängnißaufseher von dem ich diese Einzelheiten habe, sagte mir, er würde es sein ganzes Leben hinan bedauern, daß er nicht hätte schnell schreiben können, um alle diese Gedanken zu sammeln, die ein Seitenstück zum Phädon geliefert.

Die Nacht kam heran; Sand brachte einen Theil des Abends mit Schreiben zu: man glaubte, er mache ein Gedicht; ohne Zweifel verbrannte er es aber, denn man fand keine Spur davon. Um 11 Uhr legte er sich zu Bett und schlief bis früh um 6 Uhr; am folgenden Tage ertrug er das immer sehr schmerzhaftes Verbinden mit außerordentlichem Muthe, ohne wie es zuweilen geschah, ohnmächtig zu werden und ohne einen einzigen Klagelaut von sich zu geben: er hatte wahr gesprochen, im Angesicht des Todes erwies ihm Gott die Gnade, daß er wieder zu Kräften kam.

Das Verbinden war zu Ende: Sand lag wie gewöhnlich da; M—g saß am Fuße seines Bettes, als die Thür sich öffnete und ein Mann hereintrat, Sand und M—g grüßend. Der Gefängnißaufseher erhob sich sogleich und sagte mit einer Stimme, deren Bewegung er nicht verbergen konnte, zu Sand: »Der Grüßende ist Herr Widmann aus Heidelberg, den Sie zu sprechen wünschten.«

Da erglänzte Sands Gesicht von einer seltsamen Freude, er richtete sich auf seinem Lager in die Höhe und sagte zu ihm: »Sein Sie willkommen;« dann ließ er ihn neben sein Bett setzen, nahm die Hand in die seinige und begann ihm für seine Gefälligkeit mit so innigem Gefühl und so sanfter Stimme zu danken, daß Widmann, tief bewegt, ihm nicht antworten konnte. Sand ermutigte ihn zu sprechen und ihm die Einzelheiten, die er wünschte, zu geben, wobei er zu dessen Beruhigung sagte: Bleiben Sie nur standhaft, an mir soll es nicht fehlen, ich werde nicht zucken; und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich sind, meinen Kopf vom Rumpfe zu trennen, so sollen Sie darum die Fassung nicht verlieren.«

— Nun erhob sich Sand, gestützt auf M—g, um mit dem Henker das seltsame und schreckliche Schauspiel zu probieren, wo er am folgenden Tage die Hauptrolle spielen sollte. Widmann ließ ihn auf Stuhl setzen, ließ ihn die erforderliche Lage nehmen und ging mit ihm in alle Einzelheiten der Hinrichtung ein. Hierauf hat Sand, völlig unterrichtet, er möge sich nicht beeilen und sich Zeit nehmen. Dann dankte er ihm im Voraus; »denn nachher,« fügte er hinzu, werde ich Ihnen nicht mehr danken können.« Sand ging nun wieder zu Bett und ließ den Henker bleicher und schwankender als er selbst war. Alle diese Dinge sind von M—g aufbewahrt worden, denn bei dem Henker war die Bewegung so groß, daß er sich an Nichts mehr erinnerte.

Nach Widmann führte an drei Geistliche ein, mit denen Sand über religiöse Gegenstände sich unterhielt. Der Eine von ihnen blieb sechs Stunden bei ihm und sagte ihm bei seinem Weggehen, er habe den Auftrag, ihm das Versprechen abzufordern, auf dem Richtplatz nicht zum Volke zu reden, Sand versprach es und setzte hinzu: »wenn ich auch wollte, so ist doch meine Stimme zu schwach; das Volk würde sie nicht vernehmen.«

Während dem errichtete man das Schaffot auf der Wiese, links von der Straße nach Heidelberg. Es war ein Bühnengerüst von fünf bis sechs Fuß Höhe, aus jeder Seite zehn Fuß breit. Da man vermuthete, daß vermöge des Interesse, das der Verurtheilte einflöste, und bei der Nähe von Pfingsten, die Menge unermesslich sein würde, und da man eine Bewegung der Studenten fürchtete, so war die Gefängnißwache verdreifacht worden, und man hatte den General Neuenstein mit 1200 Mann Infanterie, 350 Mann Cavallerie und einer Compagnie Artilleristen mit ihren Stücken von Karlsruhe nach Mannheim kommen lassen.

Am 19. Nachmittags kamen, wie man vorausgesehen, so viel Studenten, die sich in den benachbarten Dörfern einquartierten, daß man beschloß, die Hinrichtung solle am folgenden Tage, anstatt früh um 11 Uhr, wie man bestimmt, eher vorgenommen werden und um 5 Uhr Statt finden. Doch brauchte man dazu Sands Einwilligung, denn man durfte ihn erst nach Verlauf dreier Tage nach der Vorlesung seines Urtheils hinrichten, und da ihm das Urtheil erst um ½ 11 Uhr vorgelesen worden, so hatte Sand das Recht bis 11 Uhr zu leben.

Vor vier Uhr des Morgens kam man in das Zimmer des Verurtheilten; er schlief so fest, daß man ihn aufwecken mußte. Lächelnd, wie dies seine Gewohnheit war, öffnete er die Augen und vermuthend, weshalb man käme, sagte er: »Hätte ich so gut geschlafen, daß es schon 11 Uhr wäre?« Man verneinte es, man komme aber, ihn um Erlaubniß zu, bitten, die Stunde eher zu bestimmen, denn wie man ihm sagte, fürchtete man ein Zusammentreffen der Studenten und

Soldaten; und da die militärischen Anstalten sicher getroffen wären, so könnte dieses Zusammentreffen seinen Freunden nur nachtheilig sein. Sand erwiderte, er sei in diesem Augenblicke bereit, er verlange nur Zeit um ein Bad zu nehmen, so wie es die Alten gethan hätten, ehe sie ins Treffen gingen. Weil indeß die mündliche Erklärung, die er gegeben, nicht genügte, so reichte man ihm Feder und Papier, und er schrieb mit sicherer Hand und mit seiner gewöhnlichen Schrift:

»Ich danke den Behörden von Mannheim, daß sie meinen innigsten Wünschen zuvorkommen, indem sie meine Hinrichtung auf 6 Uhr festsetzen.

Sit nomen domini benedictum.

Auf der Stube des Gefängnisses, den 20. Mai
früh, am Tage meiner Befreiung.

Karl Ludwig Sand.«

Als Sand diese Zeilen dem Gerichtsschreiber eingehändigt, näherte der Arzt sich ihm, um seine Wunde wie gewöhnlich zu verbinden. Sand blickte ihn lächelnd an, dann fragte er: »Ist's wol der Mühe werth?« — »Sie werden stärker danach sein,« erwiderte der e Arzt. — »Dann thun Sie es,« sagte Sand.

Man brachte ein Bad, Sand legte sich in die Wanne und ließ sein schönes langes Haar mit der größten Sorgfalt ordnen; dann nach geendigter Toilette zog er einen altdeutschen, d. h. kurzen Rock an, den Hemdkragen auf die Schultern herausgeschlagen, anliegende weiße Beinkleider und Stiefel darüber. Hierauf setzte sich Sand auf sein Bett und betete einige Zeit leise mit den Geistlichen; als er geendigt, sagte er jene beiden Verse von Körner:

Alles Ird'sche ist vollbracht
Und das Himmlische geht auf.

Nun nahm er Abschied von dem Arzte und von den Geistlichen, wobei er sagte: »Meine Rührung ist nicht die der Weichlichkeit, sondern die der Dankbarkeit.« Dann, als Letztere sich erboten, ihn bis aufs Schaffot zu begleiten, sagte er: »Es ist unnütz, ich bin völlig vorbereitet, mit Gott und meinem Gewissen im Reinen. Ueberdies, bin ich nicht selbst fast Geistlicher?« Und als ihn Einer von ihnen fragte, ob er ohne Groll scheide, sagte er: »Den habe ich nicht, nie gehabt.«

Man vernahm nun den wachsenden Lärm auf der Straße und Sand wiederholte, man könne über ihn verfügen, er sei bereit. In diesem Augenblick kam der Henker mit seinen beiden Helfern; er trug einen langen schwarzen Rock, unter dem er sein Schwert verbarg: Sand reichte ihm liebevoll die Hand und als Widmann, von dem Schwerte, das er Sands Blicken zu entziehen suchte, gehindert, nicht vorzugehen wagte, sagte Sand: »Kommen Sie doch und zeigen Sie mit Ihr Schwert, ich habe noch nie eins gesehen und möchte gern wissen, wie es aussieht.«

Widmann reichte ihm bleich und zitternd das Schwert; Sand untersuchte es aufmerksam, fuhr mit dem Finger über die Schneide und sagte; »Die Klinge ist gut; zittern Sie nicht, so wird Alles gut gehen.« Dann sich zu M—g wendend, welcher weinte, sagte er: »Sie erweisen mir wol den Dienst und führen mich bis ans Schaffot?« M—g gab mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung, denn er konnte nicht antworten. Sand nahm seinen Arm und wiederholte zum dritten Male: »Wohlan, was warten Sie, meine im Herren? ich bin bereit.«

Als Sand in den Hof kam, fand er alle Gefangenen weinend in den Fenstern. Obgleich er sie nie gesehen, so waren es doch für ihn alte Freunde; denn so oft sie vor seiner Thüre

vorübergangen, indem sie wußten, daß dort der Student liege, der Kotzebue getödtet, hoben sie ihre Ketten in die Höhe, um ihn nicht durch das Geräusch zu belästigen. Ganz Mannheim war aus den Straßen, die nach dem Richtplatz führten und die zahlreiche Patrouillen durchzogen. An dem Tage, wo das Urtheil war vorgelesen worden, hatte man in der ganzen Stadt eine Kalesche gesucht, um Sand zum Schaffot zu führen; aber Niemand, selbst nicht die Kutschenmacher hatte eine leihen oder verkaufen wollen; man war also genöthigt, eine in Heidelberg zu kaufen, ohne zu sagen, zu welchem Zwecke man sie kaufte.

Sand fand diese Kalesche im Hofe und stieg mit hinein. Dann sich zu ihm wendend, sagte er ihm ganz leise ins Ohr: »Wenn Sie mich zufällig erbleichen sehen; so rufen Sie meinen Namen, verstehen Sie? nur meinen Namen, das genügt.«

Man öffnete das Thor und Sand erschien: da riefen alle Stimmen mit Einem Laute: »Lebe wohl, Sand, lebe wohl!« und zu gleicher Zeit warf man ihm aus der dichtgedrängten Menge auf der Straße und aus den Fenstern Blumensträuße zu, von denen einige in den Wagen selbst fielen. Bei diesem Freundesrufen und bei diesem Anblick fühlte Sand, der bis dahin keinen einzigen Augenblick schwach geworden, wider seinen Willen Thränen in seinen Augenwimpern und die Begrüßungen, die man ihm von allen Seiten erwies, erwidern, sagte er mit leiser Stimme: »Gott stärke mich!«

Als dieser erste Ausbruch vorüber, setzte sich der Zug unter tiefem Stillschweigen in Bewegung; nur dann und wann rief eine einzelne Stimme: »Sand, lebe wohl!« und ein Taschentuch von einer Hand aus der Menge geschwungen, sagte dem Verurtheilten, von woher dieser letzte Ruf gekommen war. Zu beiden Seiten der Kalesche gingen zwei Unterbeamte des Gefängnisses mit Trauerflören um den Arm und hinter der Kalesche kam ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten.

Die Lust war sehr kalt; es hatte die ganze Nacht geregnet und der Himmel, umzogen und trübe, schien die allgemeine Trauer zu theilen. Sand, zu schwach um aufrecht sitzen zu können, lehnte sich an die Schultern M—g's, der ihn begleitete; sein Gesicht war sanft, ruhig und leidend; seine Stirn offen und frei, und seine Züge, interessant ohne regelmäßig schön zu sein, schienen in den 14 Monaten Leiden, die vergangen waren, um mehrere Jahre gealtert zu haben. Der Zug kam endlich auf den Richtplatz, welcher umgeben war von einem Bataillon Infanterie; Sand senkte seine Augen vom Himmel aus die Erde und bemerkte m das Schaffot. Bei diesem Anblick lächelte er sanft und sagte beim Heraussteigen aus dem Wagen: »Bis hierher hat mich Gott gestärkt.«

Der Gefängnißaufseher und die Unterbeamten hoben ihn die Stufen hinan. Während dieses kurzen Aufsehens hielt ihn der Schmerz gebeugt, doch oben angelangt richtete er sich wieder auf mit den Worten: »Dies ist also der Ort, wo ich sterben werde!« Ehe er den Stuhl erreicht, auf den er sich zur Hinrichtung, setzen mußte, wandte er die Augen nach Mannheim und durchlief mit dem Blick die ganze ihn umgebende Menge; in diesem Augenblick zuckte ein Sonnenstrahl durch das Gewölk. Sand grüßte ihn lächelnd und setzte sich.

Da man ihm nach dem erhaltenen Befehle sein Urtheil zum zweiten Mal vorlesen mußte, so fragte man ihn, ob er sich stark genug fühle, um dieses Vorlesen stehen anzuhören. Sand erwiderte, er wolle es versuchen und er hoffe, bei dem Mangel der physischen Kraft werde ihn die moralische unterstützen. Als bald erhob er sich von dem verhängnißvollen Stuhle, indem er M—g bat, er möchte sich neben ihn stellen, um ihn zu halten, wenn er wanken sollte. Die Vorsicht war unnütz, Sand wankte nicht.

Nach dem Vorlesen des Urtheils setzte er sich wieder und sagte mit lauter Stimme: »Ich sterbe im Vertrauen auf Gott. . .« Bei diesen Worten unterbrach ihn M—g »Sand, was haben Sie versprochen?« »Es ist wahr,« antwortete er, »ich hatte es vergessen.«

Er schwieg alsdann; doch die Rechte erhebend, und feierlich ausstreckend, sagte er leise und so daß es nur von den Umstehenden gehört werden konnte:

»Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe.«

Bei diesen Worten warf er, wie Conradin es mit seinem Handschuh gemacht, über die Reihe der ihn umgebenden Soldaten sein festgeballtes Taschentuch, mitten unter das Volk.

Dann näherte sich ihm der Henker, um ihm das Haar abzuschneiden; er widersetzte sich Anfangs.

— »Es ist für Ihre Mutter,« sagte ihm Widmann. — »Auf Ehre?« fragte ihn Sand. — »Auf Ehre.« — »Dann thut es,« meinte Sand und bot sein Haar dem Henker.

Man schnitt ihm nur einige Locken ab und einzig die, welche hinten herunterfielen, die andern knüpfte man in die Höhe. Alsdann band ihm der Henker die Hände auf die Brust; da ihn diese Lage aber schmerzte und wegen seiner Wunde zwang den Kopf zu beugen, so legte man sie ihm auf den Schoos und befestigte sie so mit Stricken. Als man ihm hierauf die Augen verbinden wollte, bat er Widmann die Binde so zu legen, daß er bis zum setzten Augenblick das Licht sehen könne. Es geschah, wie er wünschte.

Ein tiefes, tödtliches Schweigen herrschte über dieser Menschenmenge bis ans Schaffot. Der Henker zog sein Schwert, es funkelte wie ein Blitz und schlug das Haupt. Da tönte ein Schreckensruf aus 200,000 Herzen zugleich: der Kopf war nicht gefallen und hielt, wenn auch auf die Brust geneigt, doch noch am Halse fest. Der Henker schlug zum zweiten Mal und mit demselben Streiche fiel das Haupt und ein Theil der Hand. In demselben Augenblicke ward trotz den Bemühungen der Soldaten die Reihe durchbrochen, Männer und Frauen stürzten sich nach dem Schaffot, das Blut wurde bis auf den letzten Tropfen mit den Taschentüchern aufgetrocknet; der Stuhl, auf dem Sand gesessen, ward zerbrochen und in Stücke gerissen und Die es erreichen konnten, schnitten blutige Holzspäne selbst vom Schaffot. Kopf und Körper wurden in einen schwarz ausgeschlagenen Sarg gelegt und mit zahlreicher Militärbedeckung ins Gefängniß zurückgebracht. Um Mitternacht wurde der Leichnam in aller Stille und ohne Fackeln und Licht auf den protestantischen Kirchhof geschafft, wo 14 Monate vorher Kotzebue schon begraben worden. Ein Grab hatte man heimlich gegraben; der Sarg wurde eingesenkt und man ließ Die, welche der Bestattung beiwohnten, auf das Evangelium schwören, den Ort, wo Sand begraben, nicht zu verrathen, bevor sie ihres Schwures entbunden wären. Darauf wurde das Grab wieder mit dem Rasen bedeckt, den man genau ausgestochen und dann an denselben Platz gelegt hatte, so daß man kein frisches Grab sah, die nächtlichen Todtengräber entfernten sich nun und ließen am Eingange eine Wache.

Dort ruhen zwanzig Schritt von einander Sand und Kotzebue; Kotzebue, dem Thor gegenüber, an der sichtbarsten Stelle des Kirchhofs und unter einem Grabstein, auf dem folgende Inschrift eingegraben:

Die Welt Verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war sein traurig Loos,

Glück fand er nur in seiner Gattin Armen
Und Ruhe in des Todes Schoos.
Stets wacht' der Neid, um Dornen ihm zu streuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühn:
O mag der Himmel ihm verzeihen,
Wie er der Erde hat verziehn.

Im Gegensatz zu diesem hohen prachtvollen Denkmal, wie schon erwähnt, an der sichtbarsten Stelle des Kirchhofs, muß man Sands Grab in der Ecke an der äußersten linken Seite des Kirchhofthores suchen; und ein wilder Pflaumenbaum, von dem jeder Wanderer im Vorübergehen einige Blätter abbricht, erhebt sich allein über diesem inschriftlosen Grabe.

Die Wiese, auf welcher Sand hingerichtet wurde, nennt das Volk jetzt: Sands Himmelfahrtswiese:

Zu Ende Septembers 1838 waren wir in Mannheim wo ich mich drei Tage aufhielt, um alle Einzelheiten zu sammeln, die über Karl Ludwig Sands Leben und Tod zu finden. Aber nach diesen drei Tagen waren trotz meiner eifrigen Nachforschungen die Einzelheiten noch sehr unvollständig, sei es, daß ich mich an die Unrechten wandte, sei es, daß ich als Fremder den Leuten, an die ich mich wandte, Mißtrauen einflößte. Ich verließ also Mannheim, in meinen Erwartungen ziemlich getäuscht, und nachdem ich den kleinen protestantischen Kirchhof besucht, wo zwanzig Schritt von einander Sand und Kotzebue begraben liegen, ließ ich meinen Kutscher die Heidelberger Straße einschlagen, als er, von dem Gegenstande meiner Nachforschungen unterrichtet, nach einigen Schritten selbst still hielt mit der Frage, ob ich den Platz sehen wollte, wo Sand hingerichtet worden. Zugleich zeigte er mit dem Finger auf einen kleinen Hügel mitten auf einer Wiese und einige Schritte von einem Bache. Ich nahm es eifrig an und hatte bald, obgleich mein Kutscher mit meinen Reisegefährten auf der Straße zurückgeblieben war, den angegebenen Platz an einigen aus der Erde umhergestreuten Resten von Zypressenzweigen, Immortellen und Vergißmeinnicht wiedererkannt. Man wird begreifen, daß dieser Anblick, statt meine Forschbegierde zu verringern, sie vermehrte. Ich wurde daher immer unzufriedener, daß ich mit so geringer Auskunft abreisen sollte, als ich einen Mann von 45 bis 50 Jahren bemerkte, der einige Schritte von dem Platze, wo ich stand, spazieren ging und, die Ursache, die mich herbeizog, ahnend, mich mit Neugierde betrachtete. Ich entschloß mich, einen letzten Versuch zu machen, ich ging zu ihm und sagte: »Ach Gott, mein Herr, ich bin fremd; ich reise, um alle so reichhaltigen und poetischen Ueberlieferungen aus Ihrem Deutschland zu sammeln. Nach der Art, wie Sie mich ansehen, vermüthe ich, daß Sie die kennen, die mich nach dieser Wiese zieht. Könnten Sie mir vielleicht einige Auskunft geben über das Leben und den Tod Sandes« — »Zu welchem Zweck, mein Herr?« fragte mich Der, an den ich mich wandte, in einem fast unverständlichen Französisch. — »Sein Sie versichert, mein Herr,« erwiderte ich, »zu einem sehr deutschen Zweck. Nach dem Wenigen, was ich davon vernommen, ist Sand für mich einer von jenen Schatten, die Ihnen nur deshalb größer und poetischer erscheinen, um in ein blutgeflecktes Leichentuch gehüllt zu werden. Man kennt ihn aber in Frankreich nicht; man könnte ihn leicht mit einem Fieschi oder einem Meunier verwechseln und ich möchte, so viel es mir möglich, die Meinung meiner Mitbürger über ihn aufklären.«

»Mit großem Vergnügen würde ich zu diesem Werke beitragen; Sie sehen aber, daß ich kaum französisch spreche; Sie sprechen nicht deutsch; so würde es schwer sein uns zu verstehen.« — »Das hindert nicht,« entgegnete ich; »ich habe dort in meinem Wagen oder vielmehr eine Dolmetscherin, mit der Sie, hoffe ich, sehr zufrieden sein werden; sie spricht deutsch wie Göthe, und wenn Sie einmal angefangen haben zu sprechen, so wette ich darauf, Sie sagen Alles.« — Wohlan denn, mein Herr,« antwortete der Spaziergänger. »Ich verlange nichts weiter, als Ihnen gefällig zu sein.«

Wir gingen nach dem Wagen, der uns immer noch auf der großen Straße erwartete, und ich stellte meiner Reisegefährtin die neue Erwerbung, die ich gemacht, vor. Die gewöhnlichen Begrüßungen wurden gewechselt und das Zwiegespräch begann mit dem reinsten sächsischen Dialekt. Wenn ich auch kein Wort von Dem verstand, was gesagt wurde, so konnte ich doch an der Schnelligkeit der Fragen und an der Länge der Antworten leicht sehen, daß die Unterhaltung zu den interessantesten gehörte. Endlich nach einer halben Stunde, begierig zu wissen, woran ich sei, sagte ich: »Nun?« — »Nun,« antwortete meine Dolmetscherin, »Du hast Glück gehabt, und konntest i Dich an keinen Bessern wenden.« — »Hat der Herr Sand gekannt?« — »Der Herr ist der Aufseher des Gefängnisses, in dem er gewesen, M—g.« — »Wirklich?« — »Neun Monate, d. h. von dem Augenblick an, wo er aus dem Hospital gekommen, hat er ihn alle Tage gesehen.« — »Vortrefflich!« — »Das ist aber nicht Alles; er war mit ihm in dem Wagen, der ihn zum Tode geführt; er war mit ihm auf dem Schaffot; in ganz Mannheim ist nur ein Bildniß von Sand und das hat dieser Herr.«

Ich verschlang jedes Wort: als Alchymist des Gedankens öffnete ich meinen Schmelztiegel und fand Gold.

— »Frage doch,« erwiderte ich lebhaft, »ob der Herr erlaubt, daß wir die Nachrichten, die er mir geben kann, zu Papier bringen.«

Meine Dolmetscherin fragte von Neuem; dann, sich nach nach mir zuwendend, sagte sie: »Es ist bewilligt.«

M—g stieg mit uns in den Wagen, und statt nach Heidelberg zu reisen, fuhren wir nach Mannheim zurück und stiegen vor dem Zuchthause ab. M—g verleugnete keinen Augenblick die Gefälligkeit, die er gezeigt. Mit der größten Dienstfertigkeit, der umständlichsten Geduld, dem willfährigsten Gedächtniß kam er auf jeden Umstand zurück, indem er sich zu meiner Verfügung stellte, wie es ein Cicerone würde gethan haben; endlich, als ich Alles über Sand erschöpft, fragte ich ihn über die Art, wie die Hinrichtung vor sich gegangen.

»Was das betrifft,« so meinte er, »so kann ich Ihnen eine Empfehlung bieten an eine Person in Heidelberg, die Ihnen darüber alle Auskunft geben wird, die Sie nur wünschen.« — Ich nahm es mit Dank an und als ich nach tausend Danksagungen von M—g Abschied nahm, gab er mir den Brief offen mit. Er trug die Aufschrift:

»An Herrn Doctor Widmann in Heidelberg, große Straße Nr. 111.«

Ich wandte mich zu M—g: »Wäre das ein Verwandter des Henkers, der Sand hingerichtet?«

»Es ist sein Sohn und er war bei ihm, als der Kopf fiel.« — »Welches Gewerbe übt er denn?« — Das seines Vaters, er ist ihm gefolgt.« — »Sie nennen ihn aber Doctor?« — »Ohne Zweifel, bei uns führen die Henker diesen Titel.« — »Aber Doctor, wovon?« — »Doctor der Chirurgie.« — »Nun, bei uns,« sagte ich, »ist Alles das Gegentheil: die Chirurgen nennt man Henker.« — »Sie werden übrigens,« fügte M—g hinzu, »einen ganz trefflichen jungen Mann finden, der, wenn er auch damals sehr jung war, die Erinnerung an dieses Ereigniß treu bewahrt hat. Was

seinen armen Vater anlangt, so glaube ich, daß er sich ebenso gern die rechte Hand abgehauen hatte, als Sand hingerichtet; er wollte aber nicht, daß man einen Andern dazu ausfindig mache. Daher mußte er thun, was ihm befohlen, und er that es, so gut er konnte.«

Ich dankte M—g, mit dem festen Willen, von seinem Briefe Gebrauch zu machen, und wir reisten, nach Heidelberg, wo wir Abends 11 Uhr ankamen.

Am folgenden Tage galt mein erster Besuch dem Herrn Doctor Widmann.

Nicht ohne eine gewisse Bewegung, die ich übrigens an dem Wesen meiner Reisegefährtin abgespiegelt sah, klingelten wir an der Thür des Nachrichters, wie ihn die Deutschen nennen. Eine alte Frau und ließ uns, um Herrn Widmann zu erwartete, der seinen Anzug beendigte, links von einem Gange und am Fuße einer Treppe, in ein hübsches Arbeitsstübchen eintreten. Dieses Cabinet war angefüllt mit Seltenheiten, mit Sternkorallen, Muscheln, ausgestopften Vögeln und getrockneten Pflanzen; eine doppelläufige Flinte, ein Pulverhorn und eine Jagdtasche zeigten, daß Herr Widmann ein Jäger sei.

Nach einem Augenblicke hörten wir das Geräusch seiner Schritte, und die Thür öffnete sich.

Herr Widmann war ein sehr schöner junger Mann von 30 bis 32 Jahren, mit schwarzem Backenbarte, der durch seine männlichen, charakterfesten Gesichtszüge völlig einnahm: er trug ein Morgenkleid von einem gewissen ländlichen Anstrich.

Er schien Anfangs über unsern Besuch nicht allein verlegen, sondern auch unruhig. Diese zwecklose Neugierde, deren Gegenstand er zu sein schien, war in der That auffallend. Ich beeilte mich ihm den Brief M—g's zu geben und ihm die Ursache zu sagen, die mich herführte. Nun erholte er sich nach und nach wieder, und zeigte sich uns endlich ebenso gastfreundlich und gefällig, als es den Abend vorher Jener gewesen war, der uns an ihn empfohlen hatte.

Hierauf rief Herr Widmann sich Alles in's Gedächtniß zurück: auch er hatte die Erinnerung an Sand treu bewahrt und erzählte uns unter Anderem, sein Vater habe auf Gefahr, sich in's Unglück zu stürzen um Erlaubniß gebeten, ein anderes Schaffot auf seine Kosten wieder machen zu lassen, damit kein Verbrecher auf dem Altar, wo der Märtyrer gestorben sei, hingerichtet werde. Diese Erlaubniß war ihm gewährt worden, und aus dem Schaffot hatte sich Herr Widmann Thüren und Fenster zu einem kleinen Landhause mitten in einem Weinberge machen lassen. In drei oder vier Jahren war dieses Haus ein Wallfahrtsort geworden, endlich aber habe sich die Menge vermindert und heutzutage, wo ein Theil Derer, die mit ihren Taschentüchern das Blut vom Schaffot abgetrocknet, öffentliche Aemter verwalten und von der Regierung besoldet werden, verlangen hin und wieder die *Fremden* diese seltsamen Reliquien zu sehen. Herr Widmann gab mir einen Führer, denn nachdem ich Alles gehört, wollte ich auch Alles sehen.

Das Hans liegt eine halbe Stunde von Heidelberg, links von der Straße nach Karlsruhe und auf halben Wege nach dem Gebirge. Es ist vielleicht das einzige Denkmal dieser Art, das in der Welt existirt. Unsere Leser werden aus dieser Anekdote besser als aus Allem, was wir ihnen noch sagen könnten, beurtheilen, welch ein Mann Derjenige war, der in dem Herzen seines Wächters und seines Henkers eine solche Erinnerung zurückgelassen hat.

- E n d e -